

in Württemberg e. V. 7. Stuttgart
Schloß Rosenstein, Ref. 40946

SCHWÄBISCHE HEIMAT

4

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / AUGUST 1963



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Vertriebskennzeichen E 6197 F

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller*

INHALT

1963

14. Jahrgang

Viertes Heft — Juli / August

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

WERNER FLEISCHHAUER

WALTER GRUBE

PETER HAAG

WALTER KITTEL

OTTO LINCK

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 8.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 10.–. – Einzelheft DM 2.–. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenplatz 17/II, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Werbung, Stuttgart, Staffenbergstraße 44; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart

Titelbild: Hochsommer

Aufnahme: Dr. h. c. Otto Linck

Am Blautopf

Gedicht von Hans Keßler 121

Mit der Kamera durchs Land vor fünf
Jahrzehnten

Von Otto Feucht 122

Goldersbach oder Stausee?

Von Walter Kittel 132

Vogelflug

Gedicht von Karl Hans Bühner 134

Vom Werden der Dichterin Auguste

Supper

Von Karl Greiner 135

Die Kirchenbücher der Klosterpfarrei
Neresheim als heimatgeschichtliche
Quelle V u. VI

Von P. Paulus Weißenberger 137

Nachtrag zu „Von Friedrich Schiller zu
Johann Strauß“

Von Otto Conrad 142

Sindelfingen zwischen 1500 und 1807

Von Ernst Müller 147

Was uns beschäftigt – was uns angeht:

Das römische Kastell Köngen

(H. Zürn) 152

Mitteilungen des Schwäbischen Heimat-

bundes 154



Am Blautopf

Das Rad der Schmiede singt der Wellen Sang,
Die aus der Tiefe quellend, schnell zum Lichte fliehn;
Und wenn der Sonne Strahlen hell ins Wasser niederziehn,
Erbaut das Wasser in der Quelle tiefem Gang.

Geheimnisvoll verzaubert uns den Blick
Das blaue Leuchten aus des Wassers Grund.
Die schöne Lau tut ihre Freude kund,
Weil holde Töne ihr einst schenkten sanftes Glück.

Vom nahen Kloster klingt ein Glockenschlag.
Er grüßt das Mädchen, das versunken steht am Quell.
Der Quelltopf sprudelt und verdunkelt schnell,
Und kühl verrauscht im Glockenhall ein lichter Tag.

Hans Kessler



Die riesige Linde bei Echterdingen wurde 1937 durch rücksichtsloses Abgraben zum Tod verurteilt. Die letzten Reste sind 1955 beseitigt worden (Aufnahme 1928)

Mit der Kamera durchs Land vor fünf Jahrzehnten

(„Schwäbisches Baumbuch“, 1911, und „Württembergs Pflanzenwelt“, 1912)

Von Otto Feucht

Mit Aufnahmen des Verfassers

Eine Plattenkamera, zehn zu fünfzehn, mit doppeltem Auszug, ein dreiteiliges Eschenholzstativ mit schwerem Kugelgelenk, eine besondere Umhängtasche mit achtzehn gefüllten Blechkassetten und dem nötigen Zubehör (die Belichtungstabelle nicht zu vergessen, „schätzen kann fehlen“), dazu im Rucksack neben dem Reisegepäck noch weitere zwei oder drei Plattenschachteln, das war die Ausrüstung, mit der ich im Frühjahr 1909 ins Land zog, um die Aufnahmen für das „Schwäbische Baumbuch“ zu machen, dessen Ausarbeitung mir von der Württ. Forstdirek-

tion übertragen war. Eine wahrhaft gewichtige Ausrüstung, deren Handhabung weitaus mehr Zeit und Kraft erforderte als die heutigen technischen Vervollkommnungen, aber durchaus brauchbar, auch in ihren Ergebnissen!

Wie war es dazu gekommen? Als um die Jahrhundertwende der Naturschutzgedanke sich auszubreiten begann, als Preußen mit einem „Forstbotanischen Merkbuch für Westpreußen“ voranging, das ausgesprochen für den Schutz bemerkenswerter Bäume sich einsetzte, als Baden, Hessen und Bayern mit ähn-

lichen Büchern, jeweils in etwas anderer Weise, zu folgen sich anschickten, da konnte auch Württemberg nicht zurückstehen. An Vorläufern solcher Zusammenstellungen von Bäumen fehlte es auch bei uns keineswegs, allein solche lagen schon längere Zeit zurück und gaben lediglich Ausschnitte. Und der Aufruf unserer Landesgruppe des Lehrervereins für Naturkunde hatte nur ein dürftiges Ergebnis, vor allem fehlte es an Bildern. Sollte das Land möglichst gleichmäßig erfaßt werden, so war eine eigene Bestandsaufnahme nicht zu umgehen. Diese Aufgabe wurde jetzt von der Forstdirektion übernommen.

Wie aber kam gerade ich dazu, mit der Aufgabe betraut zu werden, der ich zwar etliches von Bäumen, von Pflanzen, aber ganz und gar nichts vom Fotografieren verstand?

Vorgenommen allerdings hatte ich mir längst, die Handhabung der Kamera zu erlernen, zumal als ich 1905 bei Waldbegängen in dänischen Wäldern mit dem damals der deutschen Botschaft zugeteilten preußischen Oberförster Dr. Metzger erlebt hatte, daß sich sehr wohl befriedigende Aufnahmen auch im Waldesinnern gewinnen ließen, die ja erheblich schwieriger sind als die „Natururkunden“ einzelner Bäume oder Blumen im Freien, wie sie damals Aufsehen erregten. So war der Wunsch geweckt, aber die Erfüllung zunächst noch nicht möglich gewesen. Da ergab es sich, daß ich 1906 den Auftrag erhielt, im Forstbezirk Obertal die Vermessungen für die Erneuerung des Wirtschaftsplanes auszuführen. Dabei waren auch die seither noch nicht festgelegten Grenzen zwischen dem Wirtschaftswald und den ertraglosen Gründen auf den Höhen auszumessen. Hier nun stieß ich auf allerlei Fragen über die unterschiedliche Pflanzendecke, über die Verbreitung alpiner und subalpiner Arten und über die Ursachen, worüber an Ort und Stelle nur sehr unzureichend Auskunft zu erhalten war. Der folgende Winter bot Gelegenheit zur Nachforschung in Archiven und Bibliotheken zur Lösung der aufgeworfenen Fragen. Das Ergebnis faßte ich zusammen in einem Vortrag vor dem Verein für vaterländische Naturkunde am 11. 3. 1907¹. Der Vorstand der Forstdirektion, Dr. *Friedrich Graner*, war ein eifriges Mitglied dieses Vereins, ihm lag viel daran, als Forstmann enge Verbindung zu halten mit den Vertretern der Biologie und Geologie, in der Überzeugung, daß die Forstwirtschaft, zumal der Waldbau, am besten fahre, sich möglichst eng die Erkenntnisse der Naturwissenschaften zunutze zu machen, eine Einstellung, die leider nicht alle seine Nachfolger sich zu eigen gemacht haben! So war Graner auf mich aufmerksam geworden, vermutlich

hatte er von mir auch von den Herren des Museums, des Naturalienkabinetts, gehört, wo ich mehrere Monate als Volontär gearbeitet hatte, solange ich auf Verwendung im Forstdienst hatte warten müssen. So kam es, daß ich mit der Aufgabe betraut wurde, das Baumbuch vorzubereiten und zu diesem Zweck dem Sachberater für Naturschutz, Forstrat Dr. *Emil Speidel* zugeteilt wurde.

Durch Erlaß vom 19. 6. 1907, später ergänzt am 12. 3. 1909, wurden die Forstämter angewiesen, aus ihrem gesamten Bezirk, also auch außerhalb des Waldes, nicht nur bemerkenswerte Bäume zu melden, sondern auch seltene Pflanzengemeinschaften, Felsen und anderes heranzuziehen. Bis die Meldungen beisammen waren, hatte ich Zeit, neben meinen dienstlichen Aufgaben mich mit der eingangs geschilderten Ausrüstung vertraut zu machen, die von der Forstdirektion beschafft worden war. Im Mai 1908 konnte ich damit beginnen, zunächst rein privat, also auf meine Kosten. Von einem achttägigen Urlaub im



Die weithin sichtbare Gruppe alter *Edelkastanien* auf dem Kaltenberg beim Burgholzhof (Cannstatt) wurde 1939 bei Kriegsbeginn ohne jede Not überstürzt gefällt (Aufnahme 1934).



Die große Eiche am Bärensee ist im Dezember 1928 abgebrannt, infolge eines im hohlen Stamm entfachten Feuers – ob aus Unverstand oder aus Absicht? Ein Bild des Stammes (6,50 m Umfang) in Feucht „Der Wald um Stuttgart“ Tafel 21

Schwarzwald brachte ich 30 Aufnahmen mit, von denen sofort 19 verwertet werden konnten, hauptsächlich für ein Heft „Der nördliche Schwarzwald“ in der Reihe der „Vegetationsbilder“ von Karsten-Schreck². So kamen die Kosten wieder herein und es gelang mir, auch alle weiteren privaten Unkosten durch Veröffentlichungen zu decken, vor allem in den damals erscheinenden großen Werken von Hegi und Francé.

Im April 1909 war es soweit, mit den amtlichen Aufnahmen einsetzen zu können. Am ersten Tag, zur Linde beim Kloster Lorch, begleitete mich der Sachberater, und später noch einmal, zur Linde bei Neuenstadt. Im übrigen fuhr ich meist montags ins Land nach dem mit Speidel besprochenen Plan und kam zum Wochenende zurück, um die Negative zum Entwickeln zu bringen, die fertigen Abzüge vorzulegen und alles weitere mit dem Bericht zu bereden. Diese Zusammenarbeit ist durch keinerlei Mißklang getrübt worden!

Gleich zu Anfang glückte es mir, aus dem Schönbuch auch bezeichnende Waldbilder mitzubringen, doch wurde der Vorschlag, auch solche aufzunehmen, als

zu weitgehend abgelehnt. Ich sollte mich auf meine eigentliche Aufgabe beschränken. Doch stand es mir frei, auf eigene Rechnung, soweit kein Zeitverlust entstand, beliebige andere Bilder aufzunehmen, die Ausscheidung der Kosten bot ja keine Schwierigkeit. Meist war eine Begleitung nötig, die vom Forstamt zu stellen war, soweit nicht dessen Vorstand selbst mich abholen konnte. Dies war insbesondere dann erwünscht, wenn es um Bäume im Waldinnern ging, zu denen ein Durchblick aufzuhauen war, wozu ein Arbeiter bereit sein mußte. So war auch „der Mensch als Maß aller Dinge“ gleich zur Hand, um neben den Stamm zu stehen, wobei freilich eine ungezwungene Haltung nicht immer leicht zu erreichen war. Am besten glückte solche wohl mit Kindern, sofern sie sich unbefangen geben konnten, Momentaufnahmen waren ja kaum einmal möglich. Da hatte ich mich einmal mit zwei Kindern angefreundet, die im zerklüfteten Stamm einer mächtigen Linde spielten und schon wollte ich auf den Ball drücken, als jählings die Mutter aus dem Hause stürzte und die Kinder mit sich fort riß. Wie war das zu deuten? Aber schon kam sie wieder, die Kleinen hatten nur

die Schürze ablegen und den Sonntagshut aufsetzen müssen, der ganz und gar nicht zu ihnen paßte! Und so sind sie jetzt verewigt. Einmal trat der Oberförster selbst, sein Widerstreben niederkämpfend, neben den Stamm, und gerade diese Aufnahme ergab das beste und lebendigste Bild, das der Familie verblieb, als ihn der Tod abgerufen hatte.

So gab es mancherlei Erfahrungen zu machen, manche Gleichgültigkeit aufzurütteln, manches Mißtrauen zu überwinden, zumal bei privatem Besitz, der einen Eingriff in seine Rechte fürchten mochte und eher geneigt schien, einen Baum zu beseitigen, als ihn in eine amtliche Liste aufnehmen zu lassen. Doch mancher Baum war offenkundig die Freude und der Stolz der Familie, die, um seine Erhaltung besorgt, für Rat und Hilfe dankbar war und gerne Auskunft darüber gab, was an Sage und Geschichte über den Schützling bekannt war. Aber auch Übereifer gab es zu dämpfen, der sogar soweit ging, den einen Partner eines starken Eibenpaares umhauen zu wollen, um die Frage nach dem vermutlichen Alter durch Zählen der Jahresringe einwandfrei beantworten zu können, was gerade noch verhindert werden konnte!

Als das Baumbuch 1911 im Verlag Strecker und Schröder erschien und den Vorausbestellern zum verbilligten Preis von drei Mark zuzug, da fehlte es nicht an Beifall und Anerkennung, aber voll befriedigen konnte es nicht, am wenigsten mich selbst. Denn es zeigte doch allerlei Mängel, hervorgerufen teils durch meine noch zu geringe Erfahrung, teils durch den Zwang, manchen Baum notgedrungen zu ungünstiger Tages- oder Jahreszeit aufnehmen zu müssen, denn nur in ganz wenigen gewichtigen Fällen war ein Wiederkommen möglich, schon allein der Kosten wegen! Mancher Baum war überhaupt nicht befriedigend zu erfassen. Wohl wäre mit den heutigen Mitteln allerlei möglich, aber würde heute das Buch, eine etwaige Neuauflage, überhaupt noch irgendwelche Aussicht auf Absatz haben?

Nun, nach dem Erscheinen, kamen auch allerhand Klagen und Vorwürfe, daß der und jener wichtige Baum gar nicht genannt sei! Der Grund war klar: weil trotz allen Aufrufen niemand auf den Gedanken gekommen war, ihn uns zu melden! Der eine und andere mag auch vom Eigentümer absichtlich verschwiegen worden sein, um ihn nicht bekannt werden zu lassen und nicht von Besuchern überlaufen zu werden. So durften auch die königlichen Wildparke, der Rot- und Schwarzwildpark, die Fasanerie Hårdtle und der Favoritepark, auch der Eichenhain bei Sillenbuch-Riedenberg von mir nicht herangezogen werden. Daß dies nicht auf Veranlassung des Königs geschah, be-



Die Kugelfichte bei Holzbronn, eine eigenartige Variation in der Gipfelknospe, wurde beim Abtrieb des Bestandes übergehalten, obwohl ihr baldiges Ende durch den Sturm vorauszusehen war (1909).

weist die Tatsache, daß mir der Schloßpark in Friedrichshafen ungehindert offen stand, obwohl der König sich dort aufhielt. Dem Park konnte sogar ein eigener Abschnitt im Buche eingeräumt werden.

Ganz von selbst ergab es sich, daß mir auch allerlei merkwürdige Bäume gezeigt wurden, die in Gestalt und Wuchs oder im Laub, in der Benadelung Abweichungen vom normalen Bilde der Art aufwiesen. Daraus sind zwei selbstständige Veröffentlichungen entstanden, da ich mich selbstverständlich bemühte, sie im Bilde festzuhalten³.

Schon im Vorwort zum Baumbuch hatte Graner von der Möglichkeit gesprochen, eine Sammlung typischer Vegetationsbilder aus der schwäbischen Heimat folgen zu lassen, wozu ihn vermutlich Julius Eichler und Robert Gradmann auf Grund meiner Aufnahmen angeregt hatten. Ich war nicht gerade beglückt von dem Gedanken, weil ich nach langen Jahren in der Ver-



Die große Silberpappel auf der Höhe über Bad Boll (1909) ist seit 50 Jahren ein hervorragend schöner Baum geworden, dank dem günstigen Standort, obwohl Pappeln in der Regel kurzlebiger sind.

waltung endlich in den Außendienst strebte. Allein einer solch einmaligen Gelegenheit konnte ich mich natürlich nicht widersetzen, als mir Graner den Auftrag erteilte, und zwar, das darf heute wohl gesagt werden, gegen einen starken Widerspruch im Kollegium und auch entgegen der Auffassung des Ministers. Das Buch sollte nicht als Werk der Forstdirektion erscheinen, sondern als meine persönliche Arbeit, doch sollten die gesamten Kosten mir ersetzt und das ganze Jahr 1911 zur Verfügung gestellt werden! Die Ausrüstung war nach Fertigstellung des Baumbuches ohnehin in mein Eigentum übergegangen. Ich konnte völlig frei planen und vorgehen! Die Beratung der beiden genannten Botaniker war mir gewiß, viele Floristen des Landes kannte ich schon, andere vermittelte mir Eichler, so daß ich überall rechtzeitig Nachricht erhielt, wenn die Zeit für mich günstig war, und ebenso Begleitung und Führung, soweit solche erwünscht war. So gab es eine überaus anregende und

befriedigende Arbeit, die leider infolge der außerordentlichen Trockenheit des Jahres 1911 vorzeitig abgebrochen werden und den ganzen Nordosten des Landes unberücksichtigt lassen mußte, da dort bis zum Herbst alles vertrocknet war!

Die Aufnahmen der Pflanzendecke und einzelner Pflanzen am Standort war weit schwieriger als die von Bäumen. Mußte doch zur Belichtung meist eine volle Sekunde völliger Luftruhe abgewartet werden. Wie manchesmal war alles aufgebaut, waren alle Vorbedingungen erfüllt, es fehlte nur noch die eine Sekunde, und sie kam nicht und kam nicht, und Abbau und Verzicht waren alles! Es war eben im Vergleich mit den heutigen Möglichkeiten eine sehr langwierige Sache, ganz abgesehen von der heutigen leichten Erreichbarkeit! Aber die 138 Bilder in „*Württembergs Pflanzenwelt*“ konnten sich sehen lassen und können dies größtenteils heute noch. Wir hatten ja alle im Lichtdruckverfahren gebracht und sie durch die beste Anstalt Deutschlands ausführen lassen, Obernetter in München, nachdem die Lichtdrucktafeln des Baumbuches uns nicht befriedigt hatten. Etwas Ähnliches gab es damals nur in Belgien und Japan, aber in viel bescheidener Aufmachung. Als das Buch zu Weihnachten 1912 bei Strecker und Schröder herauskam und den Vorbestellern um zehn Mark zugeteilt wurde, war es trotz hoher Auflage in so kurzer Zeit vergriffen, daß die Nachfragen von außerhalb des Landes nicht mehr befriedigt werden konnten und eine Neuauflage schon im Jahr darauf in Aussicht genommen werden mußte, die freilich – nach meinem Übertritt in den Außendienst – infolge der Ereignisse des Jahres 1914 nicht mehr in Frage kam⁴.

Was ist nun heute, nach fünfzig Jahren, zu dem Buche zu sagen? Ist die Saat aufgegangen und wie hat sie sich entwickelt? Damals lauteten Fragen und Wunsch (Seite 5): „Wird dereinst der letzte Rest Heide kultiviert, das letzte Moor melioriert, das letzte Gewässer korrigiert und der letzte Rest Naturwald in Kunstwald verwandelt werden, ohne daß es gelingt, wenigstens in einzelnen nicht allzu kleinen Banngebieten die Vegetationskraft ungebändigter Natur der Nachwelt zu erhalten? An Ansätzen fehlt es dem Naturschutzgedanken auch in unserem Lande nicht, möchten sie blühen und Früchte bringen!“ Dieser Wunsch ist inzwischen in sehr erfreulicher Weise in Erfüllung gegangen, aber freilich noch lange nicht in ausreichendem Umfang, so daß er auch weiterhin volle Geltung hat!

Aber darf das Buch darüber hinaus im Rückblick als erster Versuch gewertet werden, im Anschluß an Robert Gradmann, die Erkenntnisse von der Ver-



Der große Wildbirnbaum bei Nordhausen (Brackenheim) ist 1939 vom Sturm gerissen worden (Stammumfang 3,50 m).

schiedenheit der natürlichen Pflanzendecke und deren Ursachen als Ausdruck der naturgegebenen Standortverhältnisse für die praktische Bodenvirtschaft, für den Waldbau auszudeuten, so daß es als Vorläufer der heutigen pflanzensoziologischen Forschungsweise gelten kann, wie sie bei uns vor allem durch *Gerhard Schlenker* (Verein für forstliche Standortskunde u. s. f.) vertreten wird? Durch Vorträge bei forstlichen Fortbildungskursen 1922, „Die Bodenflora als waldbaulicher Weiser“, hatte ich ja selbst in dieser Richtung weitergewiesen⁵, ebenso durch mein Bändchen „Die Bodenpflanzen unserer Wälder 1925“, wie auch durch meine Zusammenarbeit mit *Albrecht Faber*, Tübingen und, ab 1930, mit *Reinhold Tüxen*, Hannover, dem heutigen Leiter der Bundesanstalt für Vegetationskartierung in Stolzenau-Weser.

Es ist zweifellos das Verdienst Graners, frühzeitig erkannt zu haben, wie wichtig das Erfassen der biologischen Zusammenhänge für die Standortserkundung der Forstwirtschaft, für die Leistungsfähigkeit des Waldes sein muß. „Er beschränkte sich nicht, wie so manche, auf ein Lippenbekenntnis zum Natur- und Heimatschutz, sondern betrachtete es als wichtige Obliegenheit der obersten Forstbehörde, dem Natur-

schutz im Wald und der frei wachsenden Pflanzenwelt aktive Förderung zuteil werden zu lassen.“ Und weiter, „Das planende Denken der Forstwirte auf die Beachtung wesentlicher Verschiedenheiten der Waldstandorte im einzelnen zu konzentrieren, dazu auf überwirtschaftliche Verpflichtungen der Bodenkultur und Bodennutzung. Zu solcher Waldwirtschaftsgesinnung zu erziehen, war ein wesentliches Verdienst Friedrich Graners“, wie *Viktor Dieterich* in dessen Lebensbild ausführt⁶. Daß Graner sich auch sehr stark für das eingesetzt hat, was wir heute „Erholungswald“ nennen, sei nicht vergessen!

Vom Baumbuch sind wir ausgegangen, auf dieses müssen wir noch einmal zurückkommen. Was ist heute über seine Wirkung zu sagen?

Von den im Buch abgebildeten rund neunzig Bäumen oder Baumgruppen ist heute kaum noch ein Drittel erhalten! Alle anderen sind verschwunden, aber keineswegs etwa nur die ältesten, mit deren baldigem Abgang gerechnet werden mußte, und keineswegs nur Opfer von Naturgewalten oder unabwendbaren Ereignissen, wie der Zusammenbruch der großen Linde zu Neuenstadt im Artilleriebeschuß 1945. Gar nicht



Die drei Tannen im Ailwald bei Klosterreichenbach (1909) haben durch das Heraufwachsen des jungen Waldes ihre landschaftliche Bedeutung verloren.

wenige sind durch Unachtsamkeit oder Unverstand, durch Abgrabung und dergleichen zugrund gegangen oder einfach deswegen, weil sich nicht rechtzeitig jemand fand, der für ihre Sicherung und Rettung eingetreten wäre!

Um so erfreulicher sind die vorbildlichen Beispiele, wie die sorgfältige Pflege der Meimsheimer Linde, über die Otto Linck in unserer Zeitschrift berichtet hat (Heft 5, 1959), oder die Erhaltung der Linde bei der Reiterleskapelle. Sie wurde 1945 durch die Männer vom Volksturm gerettet, die den Befehl, sie zur Wegsperre umzulegen, dadurch umgingen, daß sie Bäume aus dem Walde holten und mühsam herbeischleppten und dadurch den Sinn des Befehls erfüllten.

Zweifelloos hat das Buch viel Gutes geschaffen, zur Achtung vor Bäumen angeregt, sowohl die Fürsorge für die Zeugen der Vergangenheit angeregt wie auch den Sinn für die Bedeutung der Bäume in unserer Landschaft oder im geschlossenen Ortsbild ge-

fördert. Und wenn man heute die Reden hört, die am „Tage des Baumes“ von allen Seiten Jahr für Jahr gehalten werden, so könnte man annehmen, es sei alles in bester Ordnung. Unerfreuliche Eingriffe in Parkanlagen und Wälder, zumal wenn es um Erholungsgrün geht, rufen Angriffe und Vorwürfe in der Presse hervor, denen beruhigende Aufklärungen und Zusicherungen folgen. Überdies gibt ja die Naturschutzgesetzgebung schon seit 1935 Handhaben und Möglichkeiten, wie man sie vor fünfzig Jahren noch kaum zu hoffen wagte.

Aber an der nachhaltigen Wirkung wird man irre, wenn man es immer wieder erleben muß, wie wenig das Bewußtsein davon lebendig ist, zumal in den Kreisen der Nurtechniker, daß ein lebendiger Baum etwas ganz anderes ist und ganz andere Behandlung verlangt, als etwa ein Betonmast oder irgendein anderes Bauwerk der Technik, daß Bäume lebendige Wurzeln haben, die atmen und trinken müssen, die nicht durch Grabarbeiten abgehauen oder beschädigt werden dürfen, wenn der Baum am Leben bleiben soll!

Das Schicksal der großen Echterdinger Linde, eines der schönsten Baumdenkmäler des Landes, zeigt diese Mißachtung in besonderem Grade. Sie wurde 1937 durch rücksichtslose Abgrabungen, mehrere Meter tief, dicht am Stamm, so schwer beschädigt, daß ihr Absterben unvermeidlich war, 1953 wurden die letzten Reste beseitigt. Als eine Art Gegenstück darf die große Ulme bei Denkendorf angeführt werden. Auch sie war bedroht, durch den Bau der Autobahn, aber hier wurde Rücksicht genommen und durch Verschiebung der Trasse der Baum gerettet, wenngleich er in seiner Bedeutung für die Landschaft durch die nahe Brücke beeinträchtigt werden mußte, wie es überall der Fall ist, wenn ein landschaftlich bedeutungsvoller Baum durch Änderung seiner nächsten Umgebung, sei es durch allzu nahe heranrückende Bauwerke, sei es durch Aufforstung seiner besonderen Rolle beraubt wird⁷. Daß ein alter Baum, eine bedeutungsvolle Baumgruppe bei allen Planungen die nämliche Rücksicht beanspruchen kann, wie ein Werk aus Menschenhand, das wollen viele nicht begreifen! Da gerade die landschaftliche Bedeutung der Bäume im Baumbuch nicht so ganz zur Geltung gekommen war, habe ich versucht, diese Seite durch spätere Veröffentlichungen stärker herauszustellen⁸.

Immer wieder werden Bäume trotz allen Erfahrungen und Warnungen, auch wenn ihre Wurzeln nicht beschädigt werden, dadurch zu langsamem Tode verurteilt, daß sie ringsum dicht zugepflastert oder gar einzementiert werden, so daß weder Wasser noch



Pfeilginster auf der Gerlinger Heide (1908)

Luft eindringen können. Was man einem alten Baum, vor allem im Garten oder Park zumuten kann, ohne ihn ernstlich zu gefährden, darüber gehen freilich die Ansichten manchmal weit auseinander, zumal ein unbedingt sicheres Urteil darüber, wie lange ein bestimmter Baum zweifellos noch aushalten werde, ohne etwa den Verkehr zu gefährden, schlechterdings keinem Sachverständigen möglich ist. Meist freilich wird ein solcher, etwa ein Forstmann oder Gartengestalter mit Baumerfahrung, gar nicht zur Beratung herangezogen oder er wird von vornherein überstimmt! Dazu kommt heute freilich noch ein besonderer Gesichtspunkt, der noch vor fünfzig Jahren keine große Rolle spielte, die Furcht vor der Haftpflicht! Sie führt dazu, Bäume vorzeitig zu schlagen, zumal an Verkehrsstraßen, um ja kein Risiko einzugehen. Dies gilt besonders, wenn der Baum eine Höhlung zeigt, obwohl hohle Stämme noch lange standfest bleiben, sofern nur die Schale geschlossen bleibt.

Immer klarer zeigt es sich, daß der Mensch, wie Ernst Jünger schon vor Jahrzehnten ausgeführt hat, heute das Große, Gewaltige nur noch dann achtet, wenn es aus seiner eigenen Hand hervorgegangen, wenn es gemacht, konstruiert ist, nicht aber dann,

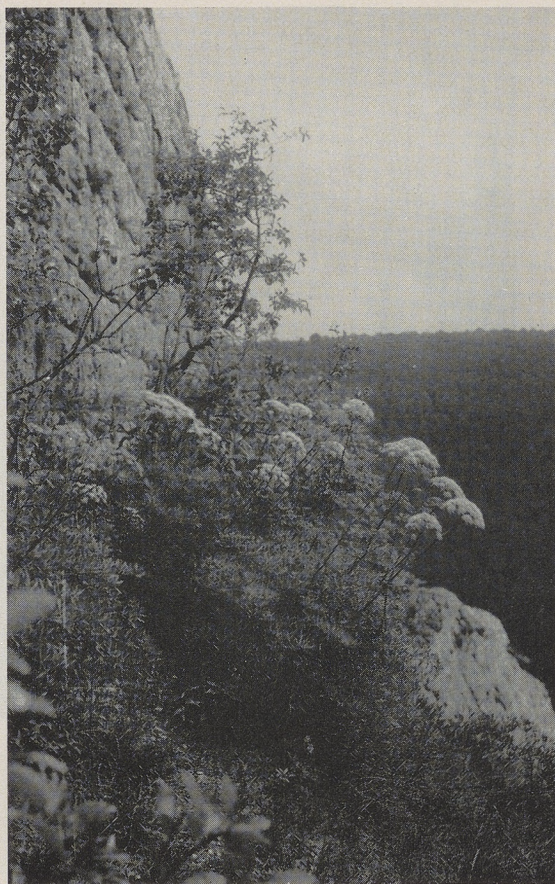
wenn es aus der Hand des Schöpfers kommt, von Natur geworden, in Jahrhunderten herangewachsen ist!⁹.

Biologisches Denken, Ehrfurcht vor dem Leben ist heute die vordringliche Forderung der Zeit als Grundbedingung für die Sicherung unserer Zukunft. Wie aber soll der junge Mensch dazu den Weg finden, wenn im Lehrplan unserer Schulen das Verstehen der lebendigen Zusammenhänge immer mehr zurückgedrängt wird? Wenn dem werdenden Techniker, der wie kein anderer berufen ist, in Natur und Landschaft einzugreifen, immer weniger Gelegenheit geboten wird, gerade von dem zu hören, was ihm für seine Arbeit am allerwichtigsten sein müßte! Die Achtung vor dem Baum ist ja nur ein ganz kleiner Ausschnitt aus dem Ganzen, um das es geht, symbolhaft für unsere Einstellung gegenüber der Natur.

Tausendjährige Bäume, einst Mittelpunkt kultischer Verehrung, sind heute bei uns zur Sage geworden. Bald werden die hundertjährigen ihnen folgen, nur noch in abseitigen Wäldern anzutreffen sein, wo keine Gefahr besteht, daß durch abbrechende Äste ein „Verkehrsteilnehmer“ gefährdet wird. Die Zeit eilt immer schneller. Was heute an Bäumen gepflanzt wird, kann, wenigstens in der Stadt, morgen schon



Blaugras (*Sesleria*) auf Muschelkalkfelsen (1911)



Berglaserkraut (*Laserpitium siler*) auf der Alb, Rosenstein (1911)

zum Ärgernis, zum „Verkehrshindernis“ werden. Was heute als Erholungsgrün „ausgewiesen“ (d. h. gesichert) wird, kann morgen schon als Baugelände beansprucht werden.

Soll die ahnungslose Zerstörung unserer Lebensgrundlagen – es sei nur an Luft und Wasser erinnert – unaufhaltsam weitergehen, nur weil der Mensch, der Techniker, wie der Wirtschaftler, nur an das nächstliegende denkt, gar nicht weiß, in seiner Überheblichkeit gar nicht wissen will, was er heraufbeschwört? Das Ringen um die Reinhaltung des Bodensees, seines Wassers und seiner Ufer, gibt davon eindringliches Zeugnis worüber unsere Zeitschrift ja fortlaufend berichtet!

Alles zugleich soll der See werden, Erholungsgebiet und Industriezentrum, unersetzlicher Trinkwasserspeicher und Sammelkloake! Wie kann man im Ernst glauben, daß sich das alles vereinen lasse? Und wie könnte es bei solcher Einstellung noch Hoffnung für

Baum und Landschaft, für unsere eigene Zukunft geben?

Auf allen Seiten geht es heute, in wahrhaft letzter Stunde, immer nachdrücklicher um diese Grundfragen unseres Daseins, von denen die Sorge um den Baum, um das „Erholungsgrün“ nur einen Bruchteil darstellt, aber einen Bruchteil, der sehr wohl als Gradmesser gelten darf für unsere gesamte Einstellung, für unsere Einsicht in die Zusammenhänge, für unsere Auseinandersetzung mit der Natur.

¹ Zur Vegetationsgeschichte des nördlichen Schwarzwalds, insbesondere „des Kniebisgebiets“. Jahreshefte des Vereins für vaterländische Naturkunde 1907. Desgl. „Aus dem Schwarzwald“ 1907. Hierzu auch: „Von den Bocksern auf den Grinden“ in Schwäb. Heimat 1957 Heft 3. – ² Jena 1909, ferner in der gleichen Sammlung: „Die schwäbische Alb“. Jena 1910. – ³ „Variationen mitteleuropäischer Waldbäume“ bei Karsten-Schenk (wie oben), Jena 1912, und „Variationen heimischer



Rippenfarn (*Blechnum spicant*) im Murgtal (1911)



Kohldistel (*Cirsium oleraceum*) am Bach (1911)

Waldbäume in Württemberg". Jahreshefte des Vereins für vaterländische Naturkunde 1912. – ⁴ Verwendet wurden in der Hauptsache Hauff-Platten orthochromatisch-lichthoffrei, später die neue Platte Hauff-Flavin. Zum Auswechseln zeigte sich der Wechselsack als sehr zweckmäßig, erlaubte er doch das Wechseln in voller Sonne. – Heute sind die amtlichen Negative des Baumbuchs bei der Landesstelle für Naturschutz und Landschaftspflege in Ludwigsburg, Favoritenschloß, alle anderen bei der Landesbildstelle in Stuttgart, Landhausstraße 70. – ⁵ „Die Bodenflora als waldbaulicher Weiser“,

siehe Forstliche Wochenschrift Silva 1922. „Die Bodenpflanzen unserer Wälder“, Stuttgart 1925, 3. Auflage 1948. – ⁶ Lebensbilder aus Schwaben und Franken (7. Band der Schwäb. Lebensbilder), Stuttgart 1960. – ⁷ Hierzu Bilder in Feucht, „Erlebter Naturschutz“, Stuttgart 1959. – ⁸ Feucht, „Der schöne Baum im Landschaftsbild“ (Mappe), Stuttgart 1912. „Bäume in der Landschaft“ (Schwäb. Bilderhefte 2), Tübingen 1922. „Ein Buch von der Schönheit des Baumes“, Stuttgart 1929. – ⁹ Ernst Jünger, Strahlungen (am 5. 1. 1942, im Kaukasus).

Bäume sind für mich immer die eindringlichsten Prediger gewesen.

Nichts ist heiliger, nichts ist vorbildlicher als ein schöner, starker Baum . . .

Bäume sind Heiligtümer. Wer mit ihnen zu sprechen,

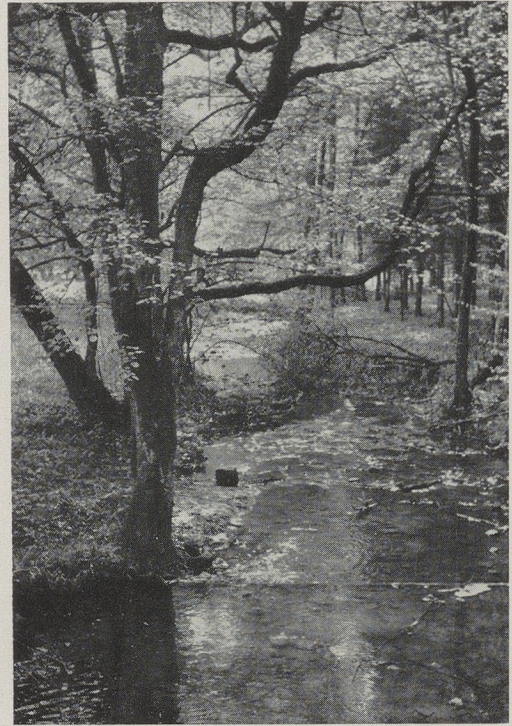
wer ihnen zuzuhören weiß, der erfährt die Wahrheit. Sie predigen das Urgesetz des Lebens.

Hermann Hesse

Goldersbach oder Stausee?



1



2

Noch immer stehen im Goldersbachtal die Planken im Wald (Bild 1). Schon eine knappe Viertelstunde hinter Bebenhausen – wir denken im Tempo des Fußgängers –, wo der Arenbach in den Goldersbach einmündet, und wenn man eben das Tor des Hirschgeheges wieder zugemacht hat, sieht man die zwei Brettchen ziemlich hoch über sich hintereinander im Wald stehen. Das Tal ist dort eng und deshalb für eine Staumauer oder einen Damm günstig – meinen die Wasserbauer! Sie haben gewiß recht, denn gleich oberhalb dieser Stelle weitet sich das Tal, die steilen Waldhänge treten auseinander und bilden ein ansehnliches Talbecken. Dies ist aber nun gerade der Reiz der Landschaft, wie sich zwischen den Waldrändern die Wiesen breiten und der Bach seinen gewundenen Lauf mit lockeren Baum- und Buschgruppen geschmückt hat (Bild 3). Dieses natürliche Landschaftsbild eines Wiesenbaches im Waldgelände würde verschwinden und an seiner Stelle ein See aufgestaut werden, der von harten Ufern eingefasst wäre.

Nichts gegen Seen im Wald, aber die allerschärfsten Bedenken gegen einen künstlichen Stausee an dieser Stelle. Solche Seen zeigen erfahrungsgemäß bei wechselnder Stauhöhe die meiste Zeit im Jahr ihre unschöne, befestigte Uferzone in wechselnder Breite. Diese Uferzone würde auch dadurch unnatürlich werden, daß sie mindestens auf einer Seite durch die am Hang höhergelegte Straße begleitet wäre. Die vorhandene würde ja unterm Wasser liegen, ist aber als Holzabfuhrweg und als Zugang zum oberen Goldersbachtal unentbehrlich. Was für das Staubecken günstig ist, daß die Hänge ziemlich steil sind, wirkt sich bei der Straße ungünstig aus – sie braucht erhebliche Böschungen und Hangeinschnitte. Wie hoch diese weiteren Eingriffe am Hang hinaufreichen – wie viel weitere Bäume also noch oberhalb der Planken fallen müßten, darüber geben diese keine Auskunft. Auch kann man nur ahnen, wie die Zone unterhalb des Staudammes verändert werden müßte, damit die Straße die Dammhöhe gewönne. Bei 5%

Steigung brauchte man zu 50 m Höhenunterschied immerhin 1000 m. Also würde schon dicht am Ortsausgang von Bebenhausen der rigorose Landschaftsumbau beginnen.

Aber müssen wir wirklich eine so hohe Aufstauung erwarten? Werden nicht zwei Lösungen angeboten? Außer der mit 45–50 m auch eine mit 20 m Stauhöhe? Deshalb auch die zwei Plankenreihen. Man liest in manchen Äußerungen, „zunächst“ habe man die kleine Lösung in's Auge gefaßt. Sie ermögliche später den Ausbau auf die „große Lösung“ (so Schwäb. Tagblatt vom 2. 3. 63).

Der Fachmann kann darin nur ein Täuschungsmanöver oder eine unsachliche Beschwichtigung sehen. Wie wollte man die für eine „kleine Lösung“ aufgewendeten Kosten für Straßenverlegung, Staudambefestigung, Uferausbau und anderes rechtfertigen, wo sie doch zu 90 % nutzlos vertan wären, wenn die „große Lösung“ käme? Es handelt sich ja nicht um ein Gebäude, an das man später einen Flügel anbauen kann, ohne am alten etwas zu ändern. Hier wird ein Landschaftsraum zum wasserbaulichen Kunstbau umgeformt, der mit seinen Rändern, Straßen, Böschungen, Stützmauern usw. nur entweder so oder so sein kann. Deshalb können wir an die „kleine Lösung“ nicht glauben, sondern müssen auf jeden Fall mit der großen rechnen, wenn nicht . . . ? Ja, wenn nicht die Überzeugung sich durchsetzt, daß das Goldersbachtalprojekt überhaupt verfehlt ist.

Einmal, weil es den einzigartigen Zusammenklang von Naturschutzgebiet Schönbuch und Kulturdenkmal Bebenhausen, einen der wichtigsten Schätze der Umgebung von Tübingen, nicht nur stört und beeinträchtigt, sondern vernichtet und unnötigerweise opfert. Ohne Not – weil nämlich zweitens die natürliche Wassermenge aus den Bächen, die hier bestenfalls gestaut werden kann (Bild 2), das Trinkwasserproblem auf lange Sicht gar nicht löst, so daß früher oder später doch auf andere großzügige Möglichkeiten umgestellt werden muß. Hierzu bietet sich wohl am ehesten eine zweite Bodenseeleitung an mit sachgemäßem Hochbehälter. Und zum Dritten, weil die „große Lösung“ sich auch nicht dazu eignet, einen



Bilder: 1. Markierungen für die Stauhöhen etwa 1 km oberhalb der Staustelle; hier wäre der Stau der „großen Lösung“ noch mehr als 30 m über der Bachsohle. – 2. Der „große“ Goldersbach von der Teufelsbrücke aus. – 3. Das Bachtal etwa 300 m oberhalb der Staustelle. Diese Stelle wäre 40–50 m unter Wasserspiegel. – 4. und 5. Oberhalb der Teufelsbrücke. Auch diese Täler würden bei der „großen Lösung“ noch überflutet.

Trinkwasserspeicher zu bilden, in den gutes Wasser aus anderen Fassungen der Umgebung oder aus dem Bodensee als Vorrat für Tübingen nach Bedarf eingepumpt würde. Es ließe sich gar nicht vermeiden, daß das Wasser im offenen See wieder verschmutzen würde, selbst wenn man das Baden im See verhindern könnte. Vor Gebrauch müßte das Wasser also neu aufbereitet werden; ein höchst unwirtschaftliches Vorgehen. Die Reinigungsanlagen würden uns dann auch noch in's Goldersbachtal unterhalb der Arenbachmündung hinein beschert werden.

Der Schwäbische Heimatbund steht mit diesen Warnungen glücklicherweise nicht allein. Unter anderen Zeitungseinsendern hat Dr. Hans Gradmann am 10. 5. 63 in der Stuttgarter Zeitung die Gefahr, welche dem Naturschutzgebiet Schönbuch droht, ausführlich dargestellt. Auch er beantwortet die Frage, ob der Staudamm im Goldersbachtal wirklich notwendig sei, eindeutig und wohlbegründet mit *nein*. Er sieht als Geologe andere Wege der Wassergewinnung, die noch ungehobene Schätze erschließen, anstatt bestehende zu zerstören. Erst in letzter Zeit hat auch Direktor Fahrbach als Vorsitzender des Schwäbischen Albvereins und Sprecher der Wander- und Naturschutzorganisationen seine Stimme gegen das Goldersbachprojekt und gegen andere Wasserspeicher in schönen stillen Tälern, z. B. im Rot- und Jagsttal, erhoben.

Auf eine Eingabe beim Regierungspräsidium erhielten wir beruhigende Antwort, und wir haben das Zutrauen gerade zu dieser Stelle, daß sie die Gründe und Gegen Gründe reiflich gegeneinander abwägt.

Trotzdem – schlimm ist es, daß die Planken noch immer stehen, als Zeichen dafür, daß die Entscheidung für die Erhaltung des schönen Tales noch nicht getroffen ist. Bis weit über die Teufelsbrücke hinaus, wo kleiner und großer Goldersbach sich vereinigen (Bild 4 u. 5) würde die große Lösung mit ihren Aufstauungen gehen!

Vielleicht ist es aber gut, daß die Brettchen über Pfingsten da standen und den vielen erholungssuchenden Spaziergängern in den Feiertagen und jetzt weiterhin zeigen, was ihrem Wanderparadies droht.

Möge sich jeder fragen, was er zu seinem Teil zum guten Ausgang der Diskussion beitragen kann; denn schließlich ist es eine Sache des Bürgers, ob Natur verwirtschaftet wird. Er ist unter Umständen der Leidtragende und müßte sich dann vielleicht sagen, er habe etwas versäumt oder vielmehr zu tun unterlassen, was notwendig gewesen wäre.

Der oben erwähnte Artikel im Tübinger Tagblatt stellt seiner Befürwortung des Goldersbachprojekts eine Notiz über ein Hochwasser am 22. Juli 1955 voraus, das nach einem Wolkenbruch in Bebenhausen und Lustnau Schaden angerichtet hat. Der Wiederholung solcher Schäden zu begegnen ist durchaus sinnvoll. Es ist teilweise durch besseren Ausbau des Baches unterhalb von Bebenhausen bereits geschehen, so daß Katastrophen kaum mehr auftreten können.

Durch ein Rückhaltebecken kurz unterhalb der Teufelsbrücke könnten diese Schutzmaßnahmen noch ergänzt werden. Dies würde nur geringe Veränderungen an einer Stelle mit sich bringen, wo das Tal, schluchtartig verengt ist und wo der Weg auf der rechten Talseite sowieso hoch liegt. Diesem Vorschlag haben Forstverwaltung und Naturschutzbehörde als in der Landschaft unbedenklich schon 1958 grundsätzlich zugestimmt. Man sollte es dabei bewenden lassen, daß so die unmittelbare Hochwassergefahr behoben wird, und alle weiteren Goldersbach-Tal- und See-Projekte in der Schublade begraben. Dann könnten die warnenden und beunruhigenden Planken verschwinden, denn sie hätten ihren Dienst getan und hätten zur offenen und endgültigen Klärung einer wichtigen Frage mitgeholfen und damit ein Naturschutzgebiet auf die Dauer vor schwerem Eingriff bewahrt.

Walter Kittel

Vogelflug

Ob dichter Wälder schwarz gestuftem Grunde
der Tauber einsam seine Kreise zieht, dem kaum
die Schwinge blinkt von ferner Himmel Glanz.

Dann plötzlich öffnet er bestürzt die Runde,
schwebt leise zitternd schwerelos im Raum,
jagt steil zu Tal, ganz Pfeil und Funke ganz.

Karl Hans Bühner

Vom Werden der Dichterin Auguste Supper

Von Karl Greiner

Eines der Werke von Auguste Supper trägt den Titel „Aus halbvergangenen Tagen“. Darin hat sie – bereits gealtert – Rückerinnerungen an ihre Kindheit und Jugend gegeben. Blättern wir darin, so tritt uns vor allem das bescheidene Oberamtsstädtlein Calw aus dem Ende des vorigen Jahrhundert lebendig vor Augen. Niemand im Städtlein hat wohl damals geahnt, daß die kleine Auguste, die mit ihren Eltern und Geschwistern von Aalen nach Calw übersiedelt war, einst die hervorragende Schwarzwalddichterin werden sollte. Und nun – zwölf Jahre nach ihrem Tode scheint es, als sei ihr Leben und Wirken schon weithin der Vergessenheit anheimgefallen. Mögen daher einige Streiflichter an das Werden der Dichterin erinnern.

In ihrem ersten Calwer Schulheft hat sie, die schon fünfjährig in Aalen kurz die Schule besucht hatte, ihre Personalien wie folgt angegeben: „Auguste Schmitz, in Pforzheim geporen und nach Galb gegommen, 1873“. Der Vater, Albrecht Schmitz, war in jenem Jahr Bahnhofswirt in Calw geworden. Es war aber für die Auguste kein freudiger Einzug in das neuerbaute Bahnhofsgebäude. Beengend empfand das freiheitliebende Kind einen Aufenthalt in dem abgelegenen massigen Steinbau. „Ich will halt wieder fort“, war der schmerzliche Ausruf, mit dem es tagelang unter Tränen die Mutter bestürmte. Und doch – auch dieser Sturm ging vorüber. Mehr und mehr zeigten sich in dem anfänglich so verachteten Calw Lichtpunkte, von denen sich die Auguste angezogen fühlte. Und – merkwürdig bei einer Sechsjährigen – zu diesen Lichtpunkten gehörte für sie vor allem die Schule.

Es war zunächst der Lehrer Roos an der Volksschule, mit dem sie schon bald ein inneres Band verknüpfte. Sie empfand an ihm, wenn auch noch halb unbewußt, seine aufrichtige Frömmigkeit und seinen Gerechtigkeitsinn und fühlte sich in hohem Maße zu diesem Manne hingezogen. Als sie dann später die Töcherschule besuchen durfte, lernte sie den völlig andersgearteten Schulleiter Ansel kennen, der – streng bis zur Härte – es als seine vornehmste Aufgabe ansah, seinen Schülern den Ernst des Lernens beizubringen. Es fiel der Auguste oft schwer, sich mit dem tiefen Ernst des Lehrers abzufinden. Doch, sie tat es, und noch in ihrem späteren Leben denkt sie mit Dank an diesen Mann zurück: „Er hat mich gelehrt, Aufsätze zu machen. Wenn er die Zensuren ablas, das Samtkäppchen auf Sturm gerückt, dann klopfen die Herzen an die Rippen. ‚Auguste Schmitz‘, hat er dann bisweilen gerufen, ‚host wieder kei Dispositio gmacht und gottserbärmlich gsudelt; aber sonst Respekt!‘“

Was die Auguste an Wärme beim Herrn Ansel vermißte,

das fand sie in hohem Maße bei dem Helfer (= Diakon) Haering – dem späteren Theologieprofessor – der in den Religionsstunden ihr Herz gewann. Noch im Alter spendet sie ihm hohes Lob: „Für mich und meine Bedürfnisse muß dieser Helfer die rechte Methode und Tonart gehabt haben, denn wenn ich an den Mann und die Stunden unter seinen Augen denke, ist mir wohl, als sitze ich im hellen Sonnenschein.“

Über ihre Eltern und Großeltern berichtet uns Auguste Supper mancherlei Interessantes, woraus wir ersehen, daß Preußenblut und Schwabenblut gleicherweise in den Adern der Dichterin rollte. Dies war wohl mit die Ursache die es ihr ermöglichte, in ihren Werken das Gemütvolle des echten Schwaben mit der Strenge des typischen Preußen harmonisch zu verbinden; doch scheint der Schwabe den Preußen erheblich überwogen zu haben. Der Vater, Sohn des Kapellmeisters am Theater zu Mainz, sollte Apotheker werden. Er entlief aber der Lehre und wurde nach seinem Wunsch Bierbrauer. Auf diesem Beruf hatte er wenig Glück. Er kam sodann nach seiner Verhehlung mit der Tochter eines wohlhabenden Bauern in Deufingen über Pforzheim und Aalen, wo ihn jeweils geschäftliche Ungunst heimgesucht hatte, als vierzigjähriger Mann nach Calw.

Sowohl von den Eltern wie von den Großeltern hat die Dichterin zweifellos einen Fonds von wertvollem Erbgut mitbekommen. Von den väterlichen Großeltern eine Dosis Künstlerblut, von den mütterlichen Ahnen dagegen den Sinn für Bauerntum in unverfälschter Gestalt. Weit entfernt ist aber Auguste Supper von der so lange Zeit herrschenden Annahme, wonach die Blut- und Erbtheorie imstande sein sollte, alle Geheimnisse über die Herkunft des Menschen zu entschleiern. Mit vollem Recht sagt sie dazu: „Daß wir wenn uns ein kleiner lieber Menschenkörper in die Wiege gelegt wird, noch etwas Unbekanntes, nicht aus uns Stammendes mitbekommen – diese Ahnung konnte ich nie zurückweisen.“ Und dieses „Unbekannte“ war auch in ihrem Leben der wesentlichste Faktor, gleichsam der Motor, der die wertvolle Erbmasse in Bewegung setzte.

Über ihr inneres Streben sagt uns die Dichterin beim Rückblick auf ihre Jugendzeit: „Um zwei Dinge war ich stets bemüht. Es war dies das Religiöse und das Bücherschreiben. Und nach wie vor blieb ich in beidem auf schmale Kost gesetzt.“ Als Schülerin war es lange Zeit ihr Wunsch, Pfarrer zu werden. Sie sah aber schließlich ein, daß dies für ein Mädchen nicht möglich sei. Da wurde in ihrem Innern ein Gedanke lebendig, der sie gleich mit magischer Gewalt erfaßte, und der für ihr Leben maßgebend wurde, der Gedanke: Auch

außerhalb der Kirche ist es möglich – nämlich auf dem Wege des Schriftstellers und Dichters – den Mitmenschen das mitzuteilen, was uns im Innersten bewegt. Von der Theorie gelangte sie rasch zur Praxis. Sie begann mit einem Drama, betitelt „Rose“. Diese Arbeit blieb aber unvollendet. Nach längeren Versuchen gelang es ihr sodann in Pforzheim und Heilbronn, je in einer Tageszeitung eine ihrer jugendlich hingeworfenen Erzählungen unterzubringen. Zu ihrem Schmerz wurden diese aber nicht honoriert. Erst erheblich später erlangte sie für ein Gedicht, das eine Berliner Zeitung veröffentlicht hatte, ihr erstes Honorar, mit dem namhaften Betrag von 2 Mark 50 Pfennig.

Die Schulferien verbrachte die Auguste, zusammen mit ihren beiden Schwestern, gewöhnlich in Deufringen bei den mütterlichen Großeltern. Großvater Butz – am Platze besonders geschätzt durch großzügig geübte Nächstenliebe – war der geeignete Mann, die Enkelkinder liebevoll einzuführen in das Leben und Treiben der bäuerlichen Bevölkerung. Dort wurde für die Auguste das lebendig, was in ihren späteren Schriften so anziehend wirkt: Zeugnisse der Naturverbundenheit und Kennzeichnung des echten Bauerntums.

Die große Tierliebe, die uns bei Auguste Supper immer wieder begegnet, ist vor allem zurückzuführen auf das Vorbild, das darin der Vater für sie geworden war. Bahnhofswirt Schmitz, zwar geschäftstüchtig, ging keineswegs auf in den beruflichen Pflichten, er war auch begeisterter Jäger und dennoch – oder gerade deshalb – auch ein großer Tierfreund. Dies fühlten nicht nur seine Jagdhunde, nein, auch so manches kranke und verunglückte Tier, das er im Rucksack vom Walde nach Hause brachte, damit es dort gepflegt werden konnte. Auf diese Weise entstand beim Bahnhofsgelände allmählich eine kleine Menagerie, welche besonders die Auguste zu betören hatte.

Wie alles auf der Welt ging auch die Schulzeit der Auguste Schmitz zu Ende. Am letzten Schultag ging sie laut weinend durch die Stadt dem Bahnhof zu. Als sie unterwegs über den Grund ihres Weinens befragt wurde, kam unter Tränen die Antwort: „Weil i nimmer in d' Schual geha därf.“ Wohl ein seltenes Beispiel! Es zeigt uns aber die Lernbegierde dieser einzigartigen Schülerin.

Streng war der Dienst in der Bahnhofswirtschaft, in den die Auguste nun eintreten mußte. Nur in den Mußestunden war es ihr möglich, das zu pflegen, was ihr Lebenselement geworden war: Lesen und Schreiben. Es gab aber auch im Dienst gewisse Lichtblicke. Sie wurde bekannt mit so mancherlei Menschen – Reisegäste, die in

der Bahnhofswirtschaft einkehrten – niedere und hohe, bis hinauf zu dem Prinzen Wilhelm, der bei seinen Jagdfahrten ins Enztal gewöhnlich beim Calwer Bahnhofswirt einzukehren pflegte. Auch andere bedeutende Persönlichkeiten lernte sie kennen. Interessant ist, was sie uns über Josef Viktor von Scheffel berichtet: „Ein oft zukehrender Gast war Scheffel, wenn er nach oder von der Mettnau unterwegs war. Seinen Trompeter und mehr noch seinen Ekkehard hatte ich mit glühender Begier gelesen und Worte der innigsten Huldigung brannten mir im ehrfürchtigen Herzen. Aber der durchaus nicht zugänglich aussehende, wenig freundliche Mann, verhandelte leider meist nur mit meinem Vater über die Weinkarte. Was Wunder, daß sich mir das Zitat aufdrängte: ‚Doch den Rotwein trank er selber.‘“

Zum Bahnhofswirt Schmitz kamen aber auch so manche ehrsame Bürger der Stadt Calw. Aufgeschlossen für Ernst und Heiterkeit, allermeist aber für so mancherlei Schicksale, die bei den Gesprächen im Vordergrund standen, konnte die Auguste als diensttuende Haustochter dabei viel Menschenkenntnis erlangen. Wir dürfen daher zusammenfassend sagen: eine Hochschule eigener Art hat die spätere Dichterin in Calw absolviert. Was sie dort auf mancherlei Gebieten erlernen konnte, hat später reiche Früchte getragen.

Zu den vielen Anerkennungen, die sie im Laufe der Zeit erfahren durfte, hier nur ein Beispiel. Kein Geringerer als Theodor Heuss hat schon vor mehr als einem halben Jahrhundert unserer Schwarzwalddichterin höchstes Lob gespendet und hat als Probe ihres Könnens eine der Erzählungen aus ihrem ersten Novellenband in der Naumannschen „Hilfe“ abgedruckt.

Den Ehebund mit dem Juristen Otto Heinrich Supper schloß Auguste Schmitz im einundzwanzigsten Lebensjahr. Von ihrem Gatten, der an ihren hohen Beruf glaubte, wurde sie dann immer wieder angespornt, die ihr verliehenen Gaben zur höchsten Vollendung auszubilden und fruchtbar zu gestalten. So erschienen in rascher Folge Erzählungen, Novellen und Romane, die den Namen der Auguste Supper in immer weitere Kreise trugen.

Es ist nicht unsere Absicht, darauf im einzelnen einzugehen. Hier sollte nur das Werden der Dichterin aufs neue beleuchtet werden. Möge dieser kurze Abriss dazu dienen, uns der Erkenntnis näher zu bringen, die einer der vielen Rezensenten der Werke von Auguste Supper in die Worte gefaßt hat: „Was des Schwarzwalds Schönheit und Charakter dem deutschen Lande ist, das ist Supper in unserer Dichtkunst.“

Die Kirchenbücher der Klosterpfarrei Neresheim als heimatgeschichtliche Quelle

Von P. Paulus Weißenberger

V. Klosterpfarrei und Kirchenjahr

Die Kirchenbücher der Klosterpfarrei in Neresheim sind nicht bloß für die mannigfachen pfarrseelsorglichen Verrichtungen des jeweiligen Klosterpfarrers wichtig. Sie geben uns auch ein farbiges Bild der mit den Zeiten des Kirchenjahres wechselnden Feste und des mit diesen verbundenen Brauchtums. Dies alles ist dabei immer zu sehen aus dem Bewußtsein, daß die kleine Klosterpfarrei nur eine Rolle spielt im Schatten einer großen Abtei. Man spürt hierbei deutlich, daß das Kirchenjahr der Klosterpfarrei gegenüber anderen Pfarreien nicht ärmer wurde, sondern trotz ihres geringen Umfangs von ziemlich regem Leben mit mannigfacher Abwechslung erfüllt war.

1. Die Weihnachtszeit

a) Der Johannestag

Für die Adventszeit ist uns in den Pfarrbüchern kein Brauch, z. B. Adventskranz, festgehalten.

Am 2. Weihnachtsfeiertag, dem Tag des Evangelisten Johannes, wurde vom Klosterpfarrer die hl. Messe am Johannesaltar gelesen. Darnach segnete er etwas Wein und zwar unter Gebrauch von Weihwasser und Weihrauch, worauf er davon den anwesenden Gläubigen zu trinken gab mit den Worten: „Bibe amoren sancti Joannis in nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti. Amen“. Man nannte diesen Brauch den sog. Johannessegen. Auch am Oktavtag des Festes wurde die Weinsegnung vorgenommen, ohne jedoch davon dem Volk auszuteilen. In früheren Zeiten war Messe und Weinsegnung dem P. Kellermeister der Abtei vorbehalten (ein interessanter Weinsegen dieser Art, „benedictio vini super amorem Joannis“, aus dem 13./14. Jahrhundert findet sich in sehr schöner, klarer Schrift auf der Innenseite eines Pergamentumschlags eines Steuerbuches aus Alerheim/Ries vom Jahre 1561, das sich heute im fürstl.

Oettingisch-Wallersteinischen Archiv zu Wallerstein unter Signatur IX 10,1 vorfindet).

b) Fest der hl. drei Könige

Mit der Aufstellung einer Weihnachtskrippe, die es bis in die späte Barockzeit in der Abteikirche zu Neresheim gab (vgl. P. Weißenberger, Liturgisches Leben in der Abtei Neresheim im 18. Jahrhundert, Rottenburg 1930, S. 69), hatte offenbar der Klosterpfarrer nichts zu tun.

Hingegen hatte er am Vigiltag vom Fest der hl. drei Könige oder Epiphanie morgens vor der Terz, d. h. um 9 Uhr, im Kapitelsaal Wasser, Gold, Weihrauch und Myrrhe sowie Kreide zu weihen und zwar nach dem Manuale benedictionum von Kempten (S. 17 f.). Nach dem Mittagessen hatte er die einzelnen Zeilen und Räume des Klosters zu benedizieren und mit den Anfangsbuchstaben der Namen der drei Weisen aus dem Morgenland in der Form C + M + B zu bezeichnen. Besondere Segensgebete wurden dabei gesprochen

innerhalb der Klausur im Priorat, im oberen und unteren Dormitorium (Gang des ersten und 2. Stockwerks), im Museum (Studiensaal der Mönche) und im Refektorium

außerhalb der Klausur in der Abtei, Kanzlei, Großkellerei, Kellermeisterei, in der Küche, im Keller, im Bräuhaus, in der Bäckerei, in den Viehställen sowie in allen, von mehreren Personen bewohnten und innerhalb der Klostermauern gelegenen Stuben und Kammern.

P. Karl Nack machte zu diesen Bestimmungen noch den Nachtrag, wonach das Tilgen oder Auslöschen der Namensbuchstaben des vergangenen Jahres und ihr Wiederanschreiben auch zwei Ministranten (Studenten) überlassen werden durfte, damit die ganze hl. Handlung nicht zuviel Zeit beanspruchte.

c) *Der Blasiusstag*

Am St. Blasiusfest, den 3. Februar, hielt der Klosterpfarrer früh 7 Uhr die hl. Messe, und zwar am Dreifaltigkeitsaltar mit zwei Ministranten. Nach derselben segnete er Brot und zwei Kerzen. Hierauf nahm er die an diesem Tage übliche Halssegnung für die Weltleute am Kommuniongitter vor. Nach Schluß des Konventamtes wurde die Segnung für die Weltleute wiederholt.

Dem Konvent selbst wurde die Segnung ursprünglich in der Frühe vor den Weltleuten am Dreifaltigkeitsaltar, seit 1784 aber erst nach Beendigung der mittäglichen Gewissenserforschung (finito examine particulari), d. h. etwa um 11 Uhr, erteilt.

Fiel das Blasiusfest auf einen Sonntag, so war die Segnung der Weltleute öfters zu wiederholen.

d) *Kerzen- und Palmweihe*

Am Lichtmeßtag und in gleicher Weise am Palmsonntag ging der Klosterpfarrer nach der Kerzen- bzw. Palmweihe, die der Prior der Abtei am Hochaltar vornahm, mit Chorrock und Stola sowie zwei Ministranten und dem Sakristeibruder an den Pfarraltar (St. Josef) und teilte daselbst die geweihten Kerzen bzw. Palmen an das Volk aus, während sie P. Prior am Hochaltar dem Konvent und den Klosterbeamten in die Hände gab. Kerzen und Palmen sollten nach Vorschrift des Rituale auch den „Weibsbildern“ gereicht werden. Diese sollten jedoch dabei nicht, wie die Männer es taten, beim Empfang die Hand des Priesters küssen, sondern nur die Kerzen oder die Palmen, „welches jedoch hier nicht geschieht und auch ferners nicht geschehen soll“.

e) *Der Aschermittwoch*

Die Aschenweihe am Aschermittwoch nahm wiederum der Prior des Klosters vor. Ihm stand auch zu, den Konventsmitgliedern die geweihte Asche aufzulegen.

Die „Einäscherung“ der Pfarrkinder geschah erst nach der des Konvents durch den Klosterpfarrer, und zwar in der alten einstigen Klosterkirche am Kreuzaltar, in der neuen am Dreifaltigkeitsaltar.

Geweihte Asche, die übrigblieb, wurde vielfach ins Sakrarium geworfen (S. ist ein abgelegener und geschützter Ort, wo man unbrauchbar gewordene heilige Dinge, z. B. Weihwasser, geweihte Asche, altes geweihtes Öl oder mit solchem Öl getränkte Watte

u. ä. verbrennt, ausschüttet oder vernichtet), in Neresheim aber bis zum kommenden Jahr aufbewahrt.

2. *Die Fastenzeit*

a) *Das Fastendekret*

Zu Beginn der Fastenzeit, d. h. jeweils am ersten Fastensonntag, mußte der Klosterpfarrer das sog. Fastendispendekret des bischöflich Augsburgischen Ordinariats verlesen und erklären, es dann an der Kirchentüre anschlagen und nach Schluß der Fastenzeit wieder abnehmen und dem Archivar des Klosters zur Aufbewahrung im Abteiarhiv aushändigen. Einen sog. Fastenhirtenbrief des Bischofs gab es damals noch nicht.

b) *Fastenpredigten und Kommunionunterricht*

Die Christenlehre hatte in der Fastenzeit der Klosterpfarrer selbst zu halten, und zwar gewöhnlich mittags um 1 Uhr, während die Fastenpredigten oder „Fastenexempel“ schon früh 8 Uhr stattfanden. Vor 1784 scheint es gerade umgekehrt gewesen zu sein.

Die Christenlehre der Fastenzeit behandelte Erstbeicht und Erstkommunion, welcher Stoff im übrigen Jahr nicht durchgenommen wurde. Daneben hatte der Klosterpfarrer auch noch eigene Unterrichtsstunden zur Vorbereitung auf die erste Beichte und erste Kommunion zu halten, „weillen an der ersten guten oder nicht guten Kommunion schier alle andere nachfolgende abhängen“. Dieser Erstbeicht- und Erstkommunionunterricht geschah jeweils dienstags, donnerstags und samstags nachmittags von 1–2 Uhr, und zwar im sog. Studentenrefektorium (heute Gast Speisezimmer in der Nähe der Pforte und Küche).

An den sog. Monatssonntagen fiel die Christenlehre wegen der an diesen Sonntagen üblichen Bruderschaftspredigten aus.

c) *Fastenrosenkrantz*

Nach der Fastenpredigt betete der Konvent der Mönche zusammen mit dem Volk den schmerzhaften Rosenkrantz. Der Klosterpfarrer schloß ein Aufopferungsgebet an („Wir danken dir, allmächtiger Gott“) und teilte dann das Weihwasser an Konvent und Volk aus.

Hatte der Bischof für die Fastenzeit das gemeinsame Beten des Rosenkranzes vor ausgesetztem Allerhei-

ligstem vorgeschrieben, indem er dafür eine Verpflichtung zur Enthaltung von Fleischspeisen milderte oder aufhob oder dafür einen anderen Grund angab, so war den Pfarrkindern zu verkünden, daß sie den Rosenkranz an Sonntagen während der Vesper, an Werktagen aber während der sog. Miserereandachten still für sich beten sollten, um nicht den Gesang der Mönche zu stören. Um aber der bischöflichen Weisung „vor ausgesetztem Allerheiligsten“ Genüge zu leisten, hatte der Klosterpfarrer während der Vesper an den Fastensonntagen und zu den Fastenandachten während der Woche (als Bestandteile dieser Andachten werden Ps. 50 Miserere, die Sequenz Stabat mater und eine Litanei genannt) das Ciborium auszusetzen, und zwar in der alten Abteikirche am Kreuzaltar, der vor dem Chor stand, in der neuen Klosterkirche aber am Dreifaltigkeitsaltar. Dann hatte er vor und nach der Vesper oder Andacht den Segen zu geben und während dieser liturgischen Feiern zwischen zwei Leuchterträgern auf einem Betstuhl vor dem Altar zu knien.

An Monatssonntagen, am Josefs- und Mariä-Verkündigungsfest unterblieb die Aussetzung, da der Rosenkranz schon unmittelbar nach der gewöhnlichen Bruderschaftsprozession gemeinsam gebetet worden war.

War der Klosterpfarrer „Musik halber“, d. h. durch Teilnahme am Gesang der Mönche oder durch Spielen eines Instrumentes oder aus anderen Gründen verhindert, so hatte P. Kustos, d. h. Pater Sakristan, jeweils die Aussetzung vorzunehmen.

d) *Passionssonntag*

Am Passionssonntag waren nach der Fastenpredigt durch den Klosterpfarrer aus dem *Rituale novum* der Diözese Augsburg (S. 524) jene 23 Artikel von der Kanzel vorzulesen, die besagten, welche Sünder von der Osterkommunion ausgeschlossen seien. Damit die in der Seelsorge tätigen Priestertermönche diese Artikel auch hörten, wurde am Vorabend des Passionssonntags und an diesem selbst das ganze 65. Kapitel des genannten *Rituale*, in dem jene Punkte enthalten waren, bei Tisch vorgelesen. Die 23 Artikel mußten auch nebst einem Verzeichnis der dem Bischof reservierten Sünden an der Kirchentüre und an den einzelnen Beichtstühlen angeschlagen werden, damit sich niemand entschuldigen könne.

e) *Osterbeichte und Osterkommunion der Kinder*

Am Donnerstag der Passionswoche nachmittags

2 Uhr hatte der Klosterpfarrer die Osterbeichte der Kinder abzunehmen. Am folgenden Freitag, dem Fest der sieben Schmerzen Mariens, fand dann nach (!) der Messe am Dreifaltigkeitsaltar die Erstkommunion der Kinder statt. Fiel auf den Freitag ein anderer hoher Festtag wie St. Josef oder St. Benedikt, so wurde die Kindererstbeichte am Freitag nachmittags 3¼ Uhr und die Osterkommunion der Kinder am Samstag gehalten.

f) *Gründonnerstag*

In der hl. Karwoche wurden die hl. Öle für die Sakramentspendung durch den Dekan des Landkapitels am Gründonnerstag in Augsburg abgeholt und am Karsamstag an die Pfarreien des Kapitels verteilt. Was an hl. Öl vom vergangenen Jahr noch in den Pfarreien übrig war, mußte vom Gründonnerstag bis Karsamstag in drei Eierschalen aufbewahrt und dann verbrannt werden.

Das hl. Öl wurde entsprechend den Vorschriften des Augsburger *Rituale* in einem Kästchen an der Rückwand des Sakramentsaltares aufbewahrt, um bei Notfällen sofort zur Verfügung zu stehen. – Für die Überbringung des hl. Öls aus Augsburg wurden dem Kapitelsboten 12 Kreuzer bezahlt.

g) *Betstunden am Karfreitag und Karsamstag*

Vom Karfreitag vormittags 10 Uhr bis Karsamstag nachts 12 Uhr wurden vor dem sog. Hl. Grab in der Abteikirche Betstunden abgehalten, und zwar von den Klosterangestellten, Beamten, Bedienten und der Klosterpfarrei. Es waren insgesamt 37 Stunden. Sie wurden durch die Auferstehungsfeier in der Nacht vom Karsamstag auf Ostersonntag abgeschlossen. Gewechselt wurde nach jeder Stunde. Während jeder Anbetungsstunde wurden gemeinsam drei Rosenkränze, d. h. der ganze Psalter, gebetet samt der Litanei vom Leiden und Sterben Jesu. Vorbeter war immer einer der Mönche des Klosters, die ebenfalls jede Stunde wechselten und somit auch alle an den Gebetsstunden beteiligt waren.

Am Karfreitag mittags von 1–2 Uhr wurde keine Anbetungsstunde gehalten, weil in dieser Zeit die Karfreitagspredigt in der Abteikirche stattfand.

h) *Die Liturgie des Karsamstags*

Am Karsamstag hatte der Klosterpfarrer, bevor in der Klosterkirche eine eigene Pfarrei errichtet wurde,

das Taufwasser in einer besonderen Flasche beim Stadtpfarrer in Neresheim holen zu lassen; dieser erhielt dafür 12 Kreuzer. Es heißt ausdrücklich, daß das nur solange geschehen soll, „bis hiesigem Reichsstift selbst das Taufwasser zu weihen erlaubt sein wird“.

Am Karsamstag war es ferner Aufgabe des Klosterpfarrers, „den Osterstock“ (d. h. die Osterkerze) zu weihen, d. h. die Funktion der Weihe der Osterkerze zu vollziehen. Die Feier der Karsamstagsliturgie war also in erster Linie Sache des Klosterpfarrers. Dabei wurde für den jeweiligen Klosterpfarrer von Abt Benedikt Maria Angehrn angeordnet: „Wann er kein guter Choralist oder Vocalist ist, so bestellet RPPrior statt seiner einen anderen.“ Angehrn legte also ein großes Gewicht auf würdigen Vollzug der Liturgie, auch was den Gesang betraf. P. Karl Nack schrieb dann als Sakristan und Klosterpfarrer zu dieser Karsamstagsliturgie die Bemerkung: „Der Osterstock wird nicht vom Pfarrer, sondern vom „diacono pro hoc officio constituto“ (d. h. vom eigens ernannten Osterdiakon) geweiht iuxta rubricam.“

3. Die Osterzeit

a) Die Osterwoche

Am Ostersonntag hatte der Klosterpfarrer am Kreuz- bzw. Pfarraltar nach der Pfarrmesse (später „unter dem Hochamt“), „damit jeder Zeit hat, Eier und Fladen zu bringen“, das Osterlamm oder Fleisch, Ostereier und Osterfladen zu weihen.

Am gleichen Tag hatte er jedes Jahr für Osterdienstag eine Prozession der Pfarrgemeinde zum hl. Ulrich nach Dehlingen zu verkünden „um Erhaltung des lieben Viehs“. Man brach dazu nach einem Zeichen mit der großen Glocke früh 6¼ Uhr auf. War die Prozession wegen schlechten Wetters nicht möglich, wurde sie auf den 1. Mai verlegt. – Seit 1781 wurde die Prozession gemäß einem bischöflich-Augsburgischen Dekret über die Abschaffung bzw. Einschränkung der Wallfahrten eingestellt.

b) Einsammlung der Beicht- und Kommunionzettel

Acht bis zehn Tage nach Ostern waren die Beicht- und Kommunionzettel, welche vom Mesner nach Empfang der Osterkommunion ausgeteilt worden waren, einzusammeln, wobei jedes Pfarrkind einen Pfennig als Opfer gab. Auf jedem Kommunionzettel

war offenbar Jahr und Tag des Kommunionempfangs geschrieben oder gedruckt; denn der Einsammler der Zettel hatte genau auf die im Zettel angegebenen Daten (Jahreszahl) zu achten, damit keine Betrügereien, d. h. keine Unterlassung der Osterpflicht, vorkamen.

c) Weißer Sonntag

Am sog. Weißen Sonntag wurde im Kloster Neresheim das Fest des hl. Märtyrers Urbikus gefeiert, dessen Reliquien im Jahr 1723 aus Rom erworben und in der Barockkirche im Unterbau des Benediktusaltares geborgen wurden (vgl. P. Weißenberger, Zur Geschichte der Heiligenverehrung im alten Kloster Neresheim, Ellwangen 1933). Tags darauf war wieder Wallfahrt der Pfarrgemeinde nach St. Ulrich in Dehlingen.

4. Zwischen Pfingsten und Advent

a) Mariä Himmelfahrt

Am Fest Mariä Himmelfahrt hatte der Klosterpfarrer nach der Pfarrmesse am Pfarraltar die Weihe der Kräuter (meist in Form von Blumensträußen) vorzunehmen.

b) Allerheiligen – Allerseelen

An Allerheiligen nachmittags nach der Vesper des Totenoffiziums der Chormönche besuchte der Klosterpfarrer mit dem Konvent die Gräber in der Klosterkirche. „Nach der zweiten Statio“ (bei diesem Gräberbesuch in der alten Abteikirche) legte er Chorrock, Stola und Rauchmantel an und führte die Pfarrangehörigen auf den Friedhof nördlich der Kirche, wo er auf einem Betstuhl kniend die Totenvesper betete. Während des Magnifikats aspergierte und inzensierte er den Friedhof, betete darauf die vorgeschriebene Oration und besprengte dann nochmals den Gottesacker und die Pfarrkinder mit Weihwasser. Bei ungünstigem Wetter betete der Klosterpfarrer nur den Ps. 50 Miserere und Ps. 129 De profundis. – Seit 1783 ging der Klosterpfarrer sofort nach dem Totenoffizium der Mönche mit den Gläubigen auf den Friedhof, während der Konvent in der Kirche verblieb.

An Allerseelen fand nach dem Seelenamt abermals ein Besuch der Gräber statt und zwar in gleicher Weise wie tags vorher.

VI. Lateinische Berufsbezeichnungen in den Pfarrmatrikeln

Obwohl die Kirchenbücher der Klosterpfarrei Neresheim erst im Jahr 1760 beginnen, sind sie doch überaus reichhaltig an Angaben über Stand, Handwerk oder Gewerbe der darin vorkommenden Personen, vor allem der erwachsenen Männer. Sämtliche Angaben beruflicher Art sind in den Kirchenbüchern der Jahre 1760–1825 in lateinischer Sprache gehalten, von 1825 ab dagegen, offenbar auf Weisung des bischöflichen Ordinariats in Rottenburg hin (Neresheim kam mit der Errichtung einer eigenen württembergischen Diözese zum Bistum Rottenburg) nur noch in deutscher.

Da jedem Familienforscher, der mit Kirchenbüchern zu tun hat, die in Neresheim auftretenden Berufsbezeichnungen begegnen können und er wegen Unkenntnis der lateinischen Sprache oft recht hilflos vor solchen Titeln steht, seien hier die in den Pfarrbüchern des Klosters Neresheim vorkommenden lateinischen Berufsbezeichnungen mit ihrer Verdeutschung festgehalten. Für weitere Fragen nach dieser Seite sei hingewiesen auf K. Puchner – Kl. Stadler, Lateinische Berufsbezeichnungen in Pfarrmatrikeln, Hirschenhausen b. München 1936.

a) Bauerntum – Landwirtschaft

agricola = Bauer
cellae vinariae praefectus = Kellermeister
conductor villae „ad oves“ dictae = Pächter des Schafhofs, Schafhofbeständer
granariae praefectus, granarius = Kastenmeister
hortulanus = Gärtner
oeconomia = Bauhof
oeconomiae famulus primarius = Baumeister
operarius = Tagelöhner
pecorum custos = Schweizer, Viehhirt
praefectus rusticorum = Bauernvogt
rusticus = Bauer
saltuarius praefectus = Forstmeister
silvarum consiliarius = Forstmeister
silvarum praefectus = Forstmeister
silvarum custos = Holzwart
silvarum inspector = Holzmeister
venator = Jäger
villicus (conductitius) = Pächter
villicus (conductitius) ad ovium = Schafhofpächter

b) Beamte

aerarii praefectus = Rentmeister
archivarius = Archivar
assessor iudicii regionis = Landgerichtsassessor

assessor iustitiae = Gerichtsassessor
cancellarius aulicus = Hofkanzler
consiliarius aulicus = Hofrat
consiliarius supremae praefecturae = Oberamtmann
consiliarius primus iurum principalium = Oberrentmeister
numerator steurarum = Steuerkassier
praefectus cancellariae = Kanzleirat
praefectus supremus (archipraefectus) = Oberamtmann
(für ihn kommt auch der Name „iustitiarius“ oder in späterer Zeit auch „antistes primus regius Württembergicus“ vor)
procurator fundationum = Stiftungsverwalter
procurator supremi officii = Amtspfleger
revisor rationum communitatum = Gemeinderechnungsrevisor

c) Gesundheitswesen

chirurgiae peritus = Wundarzt, Chirurg
regiae praefecturae (Neresheimensis) chirurgus = Oberamtsarzt, Oberamtschirurg (von Neresheim)
pharmacopola = Apotheker
obstetrix = Hebamme

d) Gewerbe

caupo = Wirt
ad leonem (aureum) = zum (goldenen) Löwen
ad montem = am (Kloster)berg
ad ciconiam = zum Storch
ad cervum = zum Hirsch (in Frikingen, Ohmenheim)
ad agnum = zum Lamm (in Neresheim)
ad ursum = zum Bären (in Ebnat)
cerevisarius = Bierbräuer
hospes = Wirt, Gastwirt
lanio = Metzger
mercator = Kaufmann
pistor = Bäcker
praxator = Bierbräuer
textor = Weber
zythopepta = Bierbräuer

e) Handwerke

caementarius = Maurer
carpentarius = Wagner
cribrarius = Siebmacher
doliator = Küfer
ephippiarius = Sattler
faber ferrarius = Schmied
faber lignarius = Zimmermann
faber vehicularius = Wagner

fabricator rhedarum = Wagner
 fabricator horologiorum = Uhrmacher
 figulus = Töpfer
 gypsoplastes = Stukkator
 lapicida = Steinhauer
 molitor = Müller
 molitor ad molendinum petrosum (lapideum) = Müller
 bei der Steinmühle
 murarius = Maurer
 organoeda = Orgelbauer
 pellio = Gerber
 restiarius = Seiler
 sartor = Schneider
 scriniarius = Schreiner
 statuarius = Bildhauer
 suarius = Schuhmacher
 tegularius = Ziegler
 tegularia = Ziegelei (famulus ad tegulariam = Ziegel-
 knecht)
 vitriarius = Glaser

f) Hauswesen

ancilla = Magd
 coqua, coquina = Köchin
 coquus = Koch
 curator aedificii principalis = Hausmeister
 custos portae = Torwart
 famula domestica = Hausmagd
 famulus primarius ad cellas hospitum = Hausmeister
 im Gastgebäude
 janitor = Pförtner, Torwart
 procurator rerum domesticarum = Hausmeister
 procurator maioris portae = Torwart, Pförtner

procurator aedificii hospitum = Hausmeister im Gast-
 gebäude
 praefectus culinae = Küchenmeister

g) Schulwesen

inspector scholarum = Schulinspektor
 ludimagister = Lehrer
 ludirector = Schulleiter
 rector scholae normalis = Leiter der Normalschule

h) Stadtverwaltung

administrator regius postarum = königl. Postverwalter
 apparitor = Amtsdienner, Amtsbote, Büttel
 diurnista = Schreiber, Buchhalter
 praefectus civium = Bürgermeister (einer Stadt)
 praefectus communis = Bürgermeister (einer jeg-
 lichen Gemeinde)
 praetor = Bürgermeister, Schultheiß
 procurator postarum = Postverwalter, Posthalter
 scriba = Schreiber, Sekretär
 senator = Stadtrat

i) Stände

aedituus = Mesner
 aedituus ad fagum = Mesner bei der Buche (Mariabuch)
 architectus = Baumeister, Architekt
 curator parochiae = Pfarrvikar, Pfarrverweser
 decurio = Unteroffizier
 ducissa magna = Großherzogin
 miles = Soldat
 organista = Organist
 parochus = Pfarrer, Pfarrherr
 servus a cubiculis abbatis = Abtsdiener

Nachtrag zu „Von Friedrich Schiller zu Johann Strauß“

Von Otto Conrad

Zu dem Aufsatz „Von Friedrich Schiller zu Johann Strauß“ in Heft 1/1962 der „Schwäbischen Heimat“ folgt hier ein Nachtrag. Er wurde angeregt durch die Zuschrift des Herrn Senatspräsidenten i. R. Prof. Dr. Robert Nebinger in Stuttgart, eines direkten Nachkommen des Buchhändlers und Hofkammerats Christian Friedrich Schwan in Mannheim. Die jüngere Schwester von Margarete Schwan, Luise Augustine Philippine, verheiratete Pistorius, ist die Urgroßmutter von Prof.

Nebinger. Er besitzt eine Fülle von Erinnerungsstücken, Bildern, Briefen, geschriebenen und gedruckten Notizen aller Art aus der Familiengeschichte Schwan-Pistorius und deren Nachkommen. Vor allem aber ist er ein lebendiger und passionierter Bewahrer und Zeuge der Familientradition, insbesondere auch der mündlichen Überlieferung mit einer Reihe von köstlichen Anekdoten, die der Niederschrift wert wären. Er schreibt u. a.: „Margarete Schwan und der Streit um die Wahr-

heit der damaligen Vorgänge zieht durch mein ganzes Leben, . . . und ich bin Herrn Conrad auch dankbar, daß ich noch einiges Neue erfahren habe . . . Eine restlose Klärung wird sich bei den vielfach widersprechenden Angaben auch jetzt nicht mehr erzielen lassen." . . . Trotzdem wird auf Wunsch der Schriftleitung versucht, dem ersten Aufsatz, der leider aus Raumangel gekürzt werden mußte, nach den Anregungen, Überlieferungen und Hinweisen von Prof. Nebinger einige klärende Erweiterungen nachzutragen. Wir beziehen uns dabei außerdem auf das Buch von Gustav Wais „Die Schillerstadt Stuttgart“ (W. Kohlhammer, 1955) und das ganz seltene Werk „Geliebte Schatten“, Mannheim, 1858, herausgegeben von Friedrich Götz, dem Sohn des Buchhändlers Gottlieb Christian Götz in Mannheim, der ja neben Schiller ebenfalls der Liebhaber von Margarete Schwan war, dann Teilhaber und schließlich als Nachfolger des Geschäfts von Friedrich Schwan alleiniger Inhaber. Vermutlich sind „Geliebte Schatten“ im Hinblick auf das bevorstehende Jahrhundertfest zu Schillers Geburtstag im Jahre 1859 erschienen. Auch in „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und aus meiner Zeit“ von Prälat Johann Gottfried von Pahl ließen sich noch Urteile über Pistorius und dessen Frau Luise und deren Vater Chr. Fr. Schwan finden.

Es liegen eine Reihe von Gründen dafür vor, daß sich die Vorgänge um Margarete Schwan und Friedrich Schiller so unbefriedigend klären und deuten lassen. Der entscheidende Brief des Vaters Schwan an Schiller als Antwort auf dessen Werbebrief vom 24. April 1785 aus Leipzig ist nicht erhalten, weil vermutlich Schiller allen Grund hatte, den Sachverhalt der Um- und Nachwelt zu verschleiern. Auch sein Originalbrief wurde nun im letzten Weltkrieg im Hause Brockhaus in Leipzig, der Stadt, in der er geschrieben wurde, vernichtet. Das Faksimile ist in „Geliebte Schatten“ 1858 erstmals und 1955 daraus wieder von G. Wais in „Schillerstadt Stuttgart“ veröffentlicht worden. Diese beiden Faksimile enthalten die bekannte Randbemerkung Schwans: „. . . Ich gab derselben (Margarete) diesen Brief zu lesen und sagte Schiller, er möchte sich gerade an meine Tochter wenden. Warum aus der Sache nichts geworden, ist mir ein Rätsel geblieben.“

In einem Teil der Schillerliteratur ist von einem anderen Zusatz die Rede: „Glücklich wäre Schiller mit meiner Tochter nicht gewesen.“ Dieser Zusatz, der nirgends bewiesen und von vornherein auch sehr unwahrscheinlich ist, mußte also Friedrich Götz in „Geliebte Schatten“ unterdrückt haben. Da aber das Original jetzt vernichtet ist, kann keine Klärung mehr darüber erfolgen (s. G. Wais, S. 48, Fußnote 20). Feststehen dürfte: Schwan hat Schiller geantwortet; Schiller aber hat Margarete, obwohl sie sehnlichst auf Nachricht wartete, nicht geschrieben. Davon zeugt deutlich ihr nichtabgesandtes Briefgen vom 18. Juli 1785 an Schiller, das Herbert Stubenrauch in Mannheim aufgefunden und im

Jahrbuch der Goethesellschaft Bd. 17, 1955, veröffentlicht und sehr klar kommentiert hat. Glaubhaft überliefert ist ebenfalls, „daß Margarete ihren Schmerz über den Verlust Schillers in herbe Klagen ergoß“. So kann mit Bestimmtheit angenommen werden, daß einer Verbindung Schillers mit Margarete vom Hause Schwan aus nichts im Wege stand. Auch die Eltern Schillers hätten die Mariage ihres Sohnes mit Margarete „dem sehr begabten Mädchen“ und wie man hinzufügen kann, der so vermöglichen Tochter, aus begreiflichen Gründen sehr gerne gesehen.

Zweifellos muß also Störendes zwischen die beiden Liebenden getreten sein. Es ist eine Tatsache, daß auch der Angestellte und spätere Inhaber des Schwanschen Geschäfts, Gottlieb Christian Götz, der als Lehrling mit dreizehn Jahren 1771 in das Schwansche Haus kam und mit der um acht Jahre jüngeren Margarete heranwuchs, „nach Möglichkeit eine Verbindung mit Schiller zu verhindern suchte, weil er sie selbst heiraten wollte mit samt dem gewinnbringenden Geschäft Schwans; das letztere an sich zu bringen, ist ihm gelungen, an eine Verbindung mit Götz hat Margarete aber nie gedacht“ (Nebinger).

Schiller ist nach seinem so auffallend langen Werbebrief schwankend geworden, seine Gefühle für Margarete kühlten sich ab. Die wirkliche Ursache dafür ist vorwiegend in seinem engen freundschaftlichen Verhältnis zu Charlotte von Kalb zu suchen. Der Briefwechsel zwischen Schiller und Charlotte von Kalb gerade in den kritischen Maitagen des Jahres 1785 gibt deutlich Aufschluß über die Gefühle beider zueinander: „Unsere Liebe gehört zu den Eigenschaften unserer Seele – sie kann nur mit dieser zerstört werden. Die Ewigkeit ist ihr Ziel! Der Glaube an die Unsterblichkeit unsere Hoffnung.“ – „Ein solcher Briefwechsel war kein Ansporn für einen Bewerber, welcher eben im Begriffe stand, sich der Geliebten zu erklären“ (Minor).

Charlotte von Kalb hat auch in den nächsten Jahren, als ihr durch Margarete keine Gefahr mehr drohte, nichts unterlassen, Schiller in ihrem Bann zu halten und ihn womöglich zu heiraten. 1789 schreibt sie an Schiller, sie glaube mit Herders Hilfe eine Lösung ihrer Ehe zu erreichen. Am 20. Dezember 1789 stellt sie in Jena Schillers (geheime) Braut Charlotte von Lengefeld bei einer Hofgesellschaft heftig zur Rede, weil Schiller sie am 19. Dezember nicht besucht hatte. Als am 10. Februar 1790 Charlotte von Lengefeld in der Weimarer Hofgesellschaft mit Frau von Kalb zusammentrifft, gebärdet diese sich auf die Nachricht von Schillers (öffentlicher) Verlobung „wie ein rasender Mensch, bei dem der Paroxysmus vorüber ist“. Frau von Kalbs Hoffnungen auf Schiller waren nun endgültig zunichte. – Sie forderte alle ihre Briefe an Schiller zurück und verbrannte sie Stück für Stück im Kamin.

Ihr Verdienst aber besteht darin, daß sie schon in der Mannheimer Zeit Schiller mit Herzog Carl August in

Verbindung brachte und ihn später in die Weimarer Hofkreise einführte. – „Charlotte von Kalb, geb. Marschalk von Ostheim, geboren in Waltershausen (Franken) am 25. Juli 1761, gestorben in Berlin am 12. Mai 1843. Früh verwaist, dann unglücklich verheiratet, wandte sie ihr lebhaftes, empfindsames und schwärmerisches Gemüt 1784 in Mannheim Schiller zu, später Hölderlin, der 1793–1795 Hauslehrer ihres Sohnes war, schließlich 1796 in Weimar Jean Paul. Aus Elend und Verarmung befreite sie die preußische Prinzessin Marianne, indem sie ihr 1820 im Berliner Schloß Unterkunft bot“ (Brockhaus).

Es ist außer Zweifel, in Schiller selbst liegt die letzte Ursache dafür, daß es nicht zu einer Verbindung mit Margarete kam; er selbst hat sich zum fragwürdigen Ehe Kandidaten gemacht und war sich dessen auch sehr wohl bewußt. Aber diese Herzensnöte sind – mit vollem Recht – sein Geheimnis geblieben. Am 2. Mai 1788 schrieb er an Schwan: „Ihre lieben Kinder grüßen Sie von meinetwegen recht sehr. Im Wielandschen Hause wird mir noch oft und viel von Ihrer ältesten Tochter erzählt; sie hat sich da in wenigen Tagen sehr lieb und wert gemacht. Also stehe ich bei ihr doch noch in einigem Andenken? In der Tat, ich muß *erröten*, daß ich es durch mein langes Schweigen so wenig verdiene.“ „Schiller soll in späteren Jahren oft gerührt der Vorsehung gedankt haben, daß er nicht der Gatte der Schwan geworden sei, welche seinem Ideal von Weiblichkeit so wenig entsprochen habe“ (Minor).

Seinem „besten Freund“ Schwan aber hat Schiller die Treue und Dankbarkeit bewahrt. 1786 schreibt er: „Schwan ist der erste Ausländer, der mir sagte, ich wäre etwas, der erste überhaupt, der meine Schriftstellerei angeworben und der keinen geringen Anteil an der Fortdauer meiner Autorschaft hat. Von meinen eigenen Landsleuten ignoriert, empfing ich von ihm die erste Opferung und die erste ist so süß, so unvergeßlich.“

„Die Originalbriefe, die sich sämtliche im Besitze der jüngeren Schwester Margaretes, Luise Pistorius, und nachher im Besitze deren Tochter Rosalie Pistorius befanden, hatte Götz (bzw. sein Sohn, der Verf.) abgeschwätzt“ (Nebinger). Gottlieb Christian Götz scheint sowohl in geschäftlichen Dingen als Nachfolger Schwans in Mannheim, wie auch als Liebhaber von Margarete und nachheriger Besitzer der Originalbriefe eine etwas undurchsichtige Rolle gespielt zu haben.

Die Schillerliteratur verliert verständlicherweise ihr Interesse an Margarete Schwan mit der Verheiratung Schillers mit Charlotte von Lengefeld am 5. August 1789 oder mit dem letzten Zusammensein Schillers mit Margarete in Heilbronn im August 1794. Weil sich aber Margarete am 16. Juli 1793 mit Karl Friedrich Treffz von Abstatt im Kreis Heilbronn verheiratet hat, bleibt sie für die schwäbische Heimatgeschichte erst recht anziehend.

Auch Familienpapiere und -tradition geben keine Aus-

kunft darüber, wie es zu dem Kennenlernen und der Verbindung beider kam. Ohne Zweifel aber muß Karl Friedrich Treffz für den weltgewandten Vater Schwan ein achtbarer Schwiegersohn und für die anspruchsvolle Margarete ein anziehender Ehegatte gewesen sein. Ob er nun damals als freier Advokat in Heilbronn tätig war, muß offen bleiben. Später, so ist überliefert, sei er der angestellte Finanzbeamte von Regierungsrat Pistorius gewesen, der 1795 als Pfleger (Kameralverwalter) nach Heilbronn versetzt wurde und im November dieses Jahres die jüngere Schwester Margaretes, Luise Schwan, heiratete. So kam auch die zweite Tochter Schwans nach Württemberg; sie wurde zur Ahnfrau hervorragender schwäbischer Geschlechter.

Nach dem frühen Tode von Margarete (gest. 7. Januar 1795 in Heilbronn) scheinen sich die Bindungen zwischen dem Hause Treffz und der Familie Schwan-Pistorius gelockert zu haben, ja es scheint sogar zur Entfremdung gekommen zu sein. Es entwickelte sich eine – gefestigte – Tradition Pistorius und eine weniger bekannte auf seiten Treffz, die dann mit Jetty Treffz-Strauß bis in die Gegenwart herein neues Leben bekam. Eine Brücke von beiden ist nirgends zu beobachten. Auch fällt auf, daß sowohl der Großvater Schwan, als der Vater Treffz und Onkel Pistorius sich anscheinend wenig um die am 28. März 1794 in Heilbronn geborene Heinriette gekümmert haben. Ihr Vater hat später in Stuttgart ein zweitesmal geheiratet, wo er im Wegweiser (Adreßbuch) von 1811 S. 140 als Oberfinanzkammer-Registrator und in der St. Leonhardsstraße Hausnummer 390 wohnend eingetragen ist.

Daß Heinriette Treffz dann durch ihren Onkel Pistorius nach Wien kam, wird aus der folgenden Darstellung ohne weiteres ersichtlich. Es ist aber sehr fraglich, ob sie den Silberarbeiter Challuptzky tatsächlich geheiratet hat. Dagegen spricht, daß das Kind den Namen der Mutter Heinriette *Treffz* (Jetty) trug.

„Meine Großmutter, Pauline Silcher, hatte ihre Jugend bei der ‚Burleswager Großmutter‘ verbracht und erzählte viel von ihr; meinen Fragen nach den Nachkommen Margarete Schwans ist sie aber immer mehr oder weniger ausgewichen. Sie wußte, daß Heinriette eine Tochter bekommen hatte, muß aber im übrigen keine günstigen Nachrichten sowohl über die Mutter wie über die Tochter gehabt haben, denn sie sprach gelegentlich von den ‚Theaterleuten‘, deren Lebenswandel ihren Anschauungen eben nicht entsprechen konnte“ (Nebinger).

Für die schwäbische Heimat- und Familiengeschichte ist Luise Schwan bis in die Gegenwart herein weit wichtiger und nachhaltiger geworden als ihre berühmte Schwester Margarete. Wir verweilen daher noch etwas bei ihrem Lebensgang und dem ihres Mannes.

Luise Schwan wurde 1775 in Mannheim geboren und heiratete im November 1795 vermutlich in Heilbronn Johann Gottlieb Martin Pistorius (1762–1827). Er war der Sohn des Christoph Gottlieb P., Oberamtmann in

Heidenheim und Göppingen (1732–1806) und der Susanne Friedrike Neuffer (1739–1810). Zuvor waren die Pistorius in Winnenden ansässig.

Aus einer um 1803 verfaßten Niederschrift des Vaters über den Sohn erfahren wir: Joh. Gottlieb Pistorius ist am 23. Juni 1762 in Heidenheim geboren. Dort und in Göppingen besuchte er die Schule. Vom 14.–16. Lebensjahr war er als Hospes bei Prof. Sprenger in Kloster Maulbronn, sodann war er ein halbes Jahr auf der Schreibstube im Oberamt Göppingen. Im 17. Lebensjahr ging er auf die Universität Tübingen, wo er nach vier- einhalbjährigem Studium bei der juristischen Fakultät examiniert wurde. Alsdann ging er nach Wien, um den Reichsprozess praktisch zu erlernen, wobei er zugleich bei dem württ. Residenten Bahler den Gesandtschaftssekretär machte. Während eines Krieges wurde er als Kurier an Herzog Karl Eugen geschickt, bei welcher Gelegenheit er die Versicherung einer convenablen Anstellung vom Herzog erhielt. Nach seiner Rückkehr aus Wien privatisierte er zwei Jahre lang in Göppingen, machte dann eine Reise nach Frankreich und England, wo er ein halbes Jahr in London blieb und auf der Hin- und Rückreise auch Holland und Belgien kennenlernte. 1788 wurde er von Herzog Karl Eugen als Geheimer Kabinettssekretär angestellt, welche Stelle er bis zu des Herzogs Tod 1793 innehatte. Unter dem Nachfolger Herzog Ludwig wurde er zum Regierungsrat befördert. Der Geheime Hofrat Joh. Chph. Schwab war zeitweise sein Mitarbeiter.

In der Zeit der Französischen Revolution und der anschließenden napoleonischen Kriege fiel Pistorius als grimmiger Feind Napoleons und Freund Österreichs in Ungnade, wodurch er aus seiner württembergischen Beamtenlaufbahn geworfen wurde und auf der Stelle eines Pflegers (Kameralverwalters) in Heilbronn landete.

Hier verweilte um diese Zeit wegen der französischen Gefahr am Rhein Chr. Fr. Schwan mit seiner Tochter Luise beim Schwiegersohn K. Fr. Treffz. Es ist zu vermuten, daß Pistorius hier mit der Familie Schwan bekannt wurde, wodurch es im November 1795 zur Verheiratung mit Luise Schwan kam.

Neben seiner Stelle als Pfleger wurde ihm während des Französischen Krieges vom Schwäbischen Kreis das Grenzmarschdepartement übergeben, das er den ganzen Krieg über besorgte und deswegen von Kaiserlicher Majestät zu Bezeugung allerhöchst deren Zufriedenheit die Goldene Medaille erhielt. Pistorius war militärisch sein Lebtag sehr interessiert.

Als Anhänger des Hauses Österreich und Feind Napoleons wurde er unter König Friedrich für verdächtig gehalten, als ein Brief mit einem österreichischen Armeesiegel, der an Pistorius gerichtet war, beschlagnahmt wurde. Daraufhin wurde er in Heilbronn entlassen und lebte in Backnang als Privatmann mit seiner Familie. Von Heilbronn und Backnang aus sei er mehrfach nach Österreich gereist, „wo er sich für das von ihm gebrachte

Opfer offenbar gut bezahlen ließ“. Außerdem war seine Frau sehr vermöglich. 1815 starb der Schwiegervater Schwan. So war Pistorius in die Lage versetzt, sich nach dem Wiener Kongreß vollends ganz aus dem politischen Leben zurückzuziehen, auf eine weitere Anstellung im Staatsdienst zu verzichten und das adelige Gut und Schloßchen Burleswagen, Gemeinde Satteldorf, bei Crailsheim zu erwerben. Hier widmete er sich seiner Familie und der Gutswirtschaft, der Erweiterung und Erneuerung des Schlosses und besonders dem aufkommenden Obstbau.

Die Ehe war mit fünf Kindern gesegnet von denen das erste früh starb. Bernhard Friedrich Cato, geb. 17. November 1798 in Heilbronn, Amtsrichter in Heidenheim; Rosalie, 1801–1865, Oberin des Paulinenstifts in Göppingen und Kirchheim-Teck; Emilie, 1803–1895, verheiratet mit Oberbaurat Ludwig Gaab; Pauline, 1805 bis 1892, verheiratet mit Georg Bernhard Bilfinger (1798–1872), Oberamtmann in Balingen und Hall, Oberfinanzdirektor in Stuttgart und erster württ. Eisenbahndirektor.

Der Gutsbesitzer Pistorius starb schon 1827 in Burleswagen. Seine Frau Luise behielt mit ihren Kindern das Gut, das zum Mittelpunkt der Familie Pistorius wurde. Luise Pistorius-Schwan wurde zur „Burleswager Großmutter“, als die sie heute noch bei den Nachkommen weiterlebt. 1847 schrieb sie von Burleswagen aus an Justinus Kerner nach Weinsberg: „Ich schick Ihnen meinen Enkel Ernst Gaab, der in Heilbronn bei Professor Märklin seine Studien macht, in welchem Sie seinen Großvater, Ihren alten Freund Pistorius, wieder aufleben sehen, denn nie war wohl eine Ähnlichkeit auffallender . . . Wenn es Sie interessiert, so wird er Ihnen von mir, von meinem alten Schloß, von meiner alten Linde erzählen und von dem patriarchalischen Leben, das wir hier führen. Leider erlaubt mir das Alter wenig ländlichen Genuß mehr doch habe ich das Glück, immer gesund zu sein und mich beschäftigen zu können. Ich lese, schreibe, stricke und nähe noch immer ohne Brille und erwarte so mit Geduld, oft auch mit Ungeduld, daß ich abgerufen werde. Meinen Kindern geht es allen gut, und dreizehn Enkel machen mir auch sehr viel Freude, aber auch viel Sorgen wegen der Zeiten, denen sie entgegen gehen.“

Die Unruhen des Jahres 1848 und das hohe Alter mögen den Anlaß gegeben haben, daß Luise Pistorius um 1850 das Gut Burleswagen verkaufte und nach Stuttgart übersiedelte, wo sie am 29. Dezember 1853 starb.

In der Beilage zu Nr. 8 der Allg. Zeitung vom 8. Januar 1854 wurde folgende Traueranzeige veröffentlicht:

„Am 29. Dez. v. J. entschlief im 79sten Jahr ihres tätigen Lebens, bis zu ihrem letzten Erkranken bei völligem Gebrauch ihrer ungeschwächten Seelenkräfte, innig geliebt von ihren Kindern, ihren zahlreichen Verwandten und Freunden

Louise Pistorius

jüngere Tochter des verstorbenen Buchhändlers Christian

Friedrich Schwan in Mannheim, eine Frau, ausgezeichnet durch seltene Geistesgaben und umfassende Bildung. Mögen ihr von allen, die sie kannten, ein freundliches Andenken gewidmet sein!"

Wir ergänzen diese Notizen über Pistorius, dessen Frau Luise und deren Vater Chr. Fr. Schwan noch mit dem zeitgenössischen Urteil eines Freundes, des bekannten Prälaten Johann Gottfried von Pahl, aus seinen „Denkwürdigkeiten“, S. 443 ff. (Pahl war von 1808–1814 Pfarrer in Affalterbach bei Backnang und alsdann in Fichtenberg.)

„Noch lebte damals in Backnang eine interessante Familie zwischen welcher und meinem Hause sich ein sehr vertrautes, freundschaftliches Verhältnis entspann. Es war dies die Familie des verstorbenen Regierungsrath Pistorius. Derselbe, einer sehr achtbaren altwürttembergischen Familie angehörig, hatte, soviel ich mich erinnere, . . . Reisen gemacht und im Staatsdienst zuletzt die Stelle eines Kameralverwalters in Heilbronn bekleidet. Von dieser Stelle, ich weiß nicht mehr, aus welchen Gründen entlassen, trat er, ein abgesagter Feind der französischen Gewaltherrschaft, später in eine Korrespondenz mit Erzherzog Karl, dem er seine Dienste anbot und den er aus früherer Zeit schon kannte. Ein Schreiben von diesem an Pistorius, verdächtig durch das große kaiserliche Armeesiegel, wurde, wenn ich mich recht erinnere, im Jahr 1809 auf der Münchner Post in Beschlag genommen und der württembergischen Regierung ausgeliefert, welche sodann, wenn gleich der Inhalt dasselben keine staatsverrätherische Tendenz des Adressaten bekundete, gemäß dem damals üblichen strengen Verfahren den letzteren als Staatsverbrecher nach Backnang confinnirte, und, wie sich von selbst verstand, unter polizeiliche Aufsicht stellte, die erst mit König Friedrichs Tode (1816) aufhörte. Nach der Wiederkehr milderer Zeiten, als der jetzige König schon regierte, machte Pistorius zwei Reisen nach Wien und zwar in der Absicht, dasselbst eine Anstellung oder Entschädigung dafür auszuwirken, daß er für Oesterreich ein Opfer geworden. Er hatte mehrere Audienzen bei Kaiser Franz, und dieser sagte ihm unter Anderem in seiner bekannten naiven Manier: ‚Der alte König von Württemberg ist ein gewaltiger Kamerad gewesen!‘

Es liegt übrigens auf diesen Reisen ein Dunkel, und man hat nur so viel vermutet, daß Pistorius nicht mit leeren Taschen von der deutschen Kaiserstadt heimgekehrt sei.

Pistorius war mir ein lieber und guter Mann, voll aufopfernder Freundschaft für mich und die Meinigen; in Ton, Manier und äußeren Formen repräsentierte er mehr einen Edelmann als einen Angehörigen des bürgerlichen Standes. Nichts interessierte ihn so sehr als Politik und Krieg, und wenn er gleich seinem Berufe nach ein Laie im Kriegswesen, besaß er doch mehr als gewöhnliche militärische Kenntnisse. Armatur, Taktik und Manövre waren die Studien und Unterhaltungen, mit denen sich

sein etwas zerstreuter Geist am liebsten beschäftigte. Trat man in sein Zimmer, so glaubte man zu einem Stabsoffizier zu kommen; die Wände waren mit Landkarten behängt, und die Positionen der verschiedenen Corps der damals kriegführenden Heere im Norden und Osten von Europa und Teutschland waren auf denselben mit Farben und Nadeln genau bezeichnet; allen möglichen Conjunkturen und Combinationen wurde hier Raum gegeben, und manche schlaflose Nacht machte ihm der Erfolg einer bevorstehenden Operation oder Schlacht der kämpfenden Kriegsheere.

Später verließ mein Freund Pistorius mit seiner Familie Backnang und brachte das freundliche Landgut Burleswagen bei Krailsheim durch Kauf an sich wo er nach einigen Jahren starb (1827), und das seine Witwe, nachdem der Sohn und die Töchter anständige Versorgungen gefunden, noch gegenwärtig bewohnt.

Diese Frau gehört unter die interessantesten Bekanntschaften, die ich im Kreise des weiblichen Geschlechts gemacht. Sie ist nach Kopf und Herz gleich ausgezeichnet, ebenso fein fühlend, als treffend im Urteil, ihre eminente Naturanlage ward durch die treffliche Erziehung, die sie im elterlichen Hause genossen, schön ausgebildet.

Diese Frau ist die Tochter des längst (1815) verstorbenen Hof-Kammeraths und Buchhändlers Schwan in Mannheim und eine Schwester von Schillers Laura. Ihr Vater war damals schon ein 80jähriger Greis, ausgezeichnet durch hohe Geistesbildung und interessant durch den großen Einfluß, dessen er einst in Mannheim zu der Zeit genoß, wo dort Kunst und Wissenschaft unter Iffland, Schiller etc. ihre perikeische Blüthe feierten, gehört unter die anziehendsten Bekanntschaften, die ich je gemacht und die ich der edeln Tochter desselben verdankte."

Luise Pistorius hat ihre so früh verstorbene Schwester Margarete um 57 Jahre überlebt und mit ihren hohen Gaben das materielle und geistige Erbe der Familien Schwan und Pistorius gepflegt und weitergegeben an Kinder und Kindeskinde.

Es offenbart sich in diesem Vermächtnis ein Stück württembergischer Geschichte, schwäbischer Familien- und Geistesgeschichte, die den Bogen über zwei Jahrhunderte spannen. Was uns allen aber über die persönlichen Schicksale und Erinnerungen hinaus zuteil wurde, ist das Erbe von Friedrich Schiller und Johann Strauß.

Weitere Quellen:

Gustav Wais, Die Schillerstadt Stuttgart, W. Kohlhammer, 1955; Friedrich Götz, Geliebte Schatten, Mannheim, 1858; J. Minor, Schiller, sein Leben und seine Werke Bd. 2, bes. S. 280–284, Berlin, Weimannsches Buchhandlung, 1890; Prof. Dr. Nebinger, Stuttgart, Zugschrift, gedruckte und geschriebene Erinnerungsstücke aus dem Familienarchiv; Johann Gottfried von Pahl, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und meiner Zeit.

Sindelfingen zwischen 1500 und 1807

Bemerkungen zu H. Weiserts Geschichtsschreibung

Von Ernst Müller

Für stark 300 Jahre lokaler Ereignisse 476 Großseiten, Benützung von über 120 primären und sekundären Quellen mit 764 Belegstellen, mit geographischem und Namenregister, die Hunderte von Orten und Personen aufführen, die ergänzt werden von Listen der Gemeinde- und der herrschaftlichen Beamten mit ihren jeweils wechselnden Titeln und Funktionen – ein solcher Aufbau der Geschichte einer Stadt mittlerer Größe ist noch nicht geleistet worden im Gesamt der altwürttembergischen Landstädte. Daß beigegebene Faksimile-Nachdrucke wichtiger Urkunden, Fotos Alt-Sindelfingerischer Häuser auch dem optischen Bedürfnis von heute entgegenkommen, sei als Positivum bemerkt. Indessen entscheidend ist das Bild nicht, sondern die Darstellung und vor allem, im Unterschied zu dem bei uns eingebürgerten Stil der sog. Heimatbücher die strenge Methodik, die Wissenschaftlichkeit, nicht mehr feststellen und deuten zu wollen als die vorhandenen Urkunden berichten und zu deuten Anlaß geben. Es ist besser, ein „wir wissen darüber nichts“ auszusprechen als eine fragwürdige Theorie und Spekulation oder gar sentimentale patriotische Ergießungen, moralisierende Urteile, meistens immer falsche biographische Rühmungen sog. bedeutender Männer und ihrer Taten auszuspinnen. Der Verfasser bringt in seinem Vorwort einige Beispiele, was er unter Geschichtsschreibung versteht und was abzulehnen ist.

Geschichtsschreibung ist die Erzählung einer Summe von Ereignissen, die, weil urkundlich erwiesen, passiert sind. Urkundlich erwiesen und reflektiert ist aber stets immer nur ein mehr oder minder umfangreicher Bruchteil von Vorgängen, die wirklich passiert sind. Die Arbeit des Historikers bleibt also von vornherein ein Fragment, die Wiederherstellung eines Totums von Geschehnissen ist unmöglich. Das gilt für eine Lokalgeschichte genauso wie für eine württembergische – oder gar eine deutsche Geschichtsschreibung. Dazu kommt: die Urkunden einer Lokalgeschichte schweigen sich fast restlos über Privates oder handelnde Persönlichkeiten aus. Handelnd, protestierend oder prozessierend, huldigend treten meist nur Kollektive auf, mehrere wie etwa die Bürgermeister in ihrer Funktion als Landtagsabgeordnete oder in ihren gemeindlichen Funktionen als Rechnungsführer, Gerichts- und Ratsverwandte. Sie handeln also institutionell und nicht kraft persönlicher Bedeutung, von der wir nichts wissen. Die höhere Stelle, der herrschaftliche Vogt oder der Stuttgarter Landtag, denen die Beschwerden der Gemeinde vorgebracht werden, sind gleichfalls nur als Institutionen, Verwaltungsinstanzen angesprochen und zur Entscheidung und Beurteilung aufgerufen. Weisert zieht

daraus den rechten Schluß: Wir haben in den Quellen eine Geschichte des „kleinen Mannes“, des Untertanen an sich vor uns.

Der Historiker ist also aufgefordert, für den Untertanen gegen die Obrigkeit Position zu beziehen. Er hat die Geschichte des Alltags einer kleinen Landstadt ohne Amtsflecken zu schreiben. Er darf nicht davor zurückschrecken, durch alle Jahrhunderte die Reaktionen einer Gemeinde auf Tyrannei, Gewalttat, hohe Allianzpolitik der Fürsten, Kriege, Einquartierungen, Verwüstungen von Grund und Boden, Rekrutenaushebungen, Schuldenbezahlungen, Hexenprozesse, Steuerumlagen, Huldigungen, Wiederaufbau sachgetreu wiederzugeben und langweilig erscheinende Wiederholungen zu wagen. Weisert hat u. E. das historisch Mögliche geleistet und damit, was ich besonders hervorheben möchte, zum ersten Male eine Teilgeschichte Altwürttembergs von der Sicht eines Landstädtlers aus geschrieben, indem er die Geschichte vom Potentaten her, die in allen bisherigen Darstellungen, als die eigentlich bedeutende Geschichte gerühmt wurde, als die Geschichte gesehen hat, die von der „unbedeutenden“ Geschichte des Untertanen zur Rechenschaft gezogen wird.

In dem Vorwort gesteht er, daß die Taten der Fürsten (vor allem Herzog Ulrichs und Karl Eugens) keines Preises bedürfen, da sie vom Verbrechen und der Untat kaum zu unterscheiden seien. Die Opfer der Tyrannei jedenfalls sind von diesen Taten niemals entschuldigt und die Geschichte hat den Mächtigen, um mit Jacob Burckhardt zu sprechen, keine „Dispensation vom Sittengesetz“ erteilt, und die Dispensationen der patriotischen Geschichtsschreiber sind schleunigst zu revidieren. Zu einer solchen Revidierung ist Weiserts Sindelfinger Geschichte ein hervorragender Anfang!

In den Aufbauzeiten etwa nach 1650 oder nach 1715 ließe es sich dann zeigen, wie rasch, geduldig, brav, schwäbisch fleißig obrigkeitliche Planungen und Erlasse, Frondienste und Geldforderungen in Sindelfingen aktiviert wurden. Ich habe den Eindruck, Sindelfingen ist so eine Art Mustergemeinde im Altwürttembergischen gewesen. Das konnte, beiläufig gesagt, auch im Bereich des Kirchlichen gezeigt werden, da hier die üblichen Konflikte mit Pietismus, Separatismus und Wiedertäufertum fehlen und die Gemeindefrömmigkeit ein normaler Reflex konsistorial-rätlicher Anordnungen gewesen zu sein scheint.

Im folgenden sei ein Beispiel für Weiserts Darstellungsmethode gegeben. Es handelt sich um die Regierungsmethode Herzog Ulrichs, die Zeit der österreichischen Verwaltung und der Reformation. Weisert bringt hier im

Blick auf das bedeutendste geschichtliche Ereignis in dem Sindelfinger Raum, die Niederlage der Bauern, neue Gesichtspunkte zur Geltung; die für jeden Landeshistoriker richtungweisend sein können.

Seit 1351 sind Stadt und Stift unter württembergischer Hoheit mit dem Aufkauf beider durch den Greiner aus dem Besitz der Rechberger, die Nachfolger der Pfalzgrafen waren. Das bedeutete für Stadt und Stift bis 1605 eine kontinuierliche nicht sehr günstige Veränderung. 1476/77 verlegt Graf Eberhard das reiche Chorherrnstift an die Georgskirche zu Tübingen. Die Chorherren Degen und Naukler wurden der erste Kanzler und der erste Rektor der Eberhardinischen Hohen Schule. Einige Chorherren wurden Professoren. Die Folge: bis ins 19. Jahrhundert hatte die Hohe Schule allhier beträchtlichen Grundbesitz und bezog Gefälle. Das in ein reguliertes Stift des Augustinerordens Windsheimer Kongregation umgewandelte Chorherrnstift behielt nur einen bescheidenen Teil der Einkünfte des alten Stifts. Die Grafen unterstellten die Stadt in Gerichtssachen dem Amt Böblingen. Der seit 1450 verliehene Markt ging beträchtlich zurück. Den Schulunterricht erteilte der Stadtschreiber. 1478 wurde das heute noch stehende erste Rathaus gebaut und Häuser außerhalb der Mauer erstellt.

Um 1500 waren Böblingen (mit Dörfern) und Sindelfingen Wittumsgut der Herzogs-Witwe, aber nicht völlig vom Fürstentum getrennt. Die Herzogin hatte in Böblingen ein eigenes Hofgericht, das alle Streitigkeiten zwischen den beiden Städten als Appellationsgericht schlichtete. Beim Tod der Barbara von Mantua (1503) verlor Böblingen seine gerichtliche Sonderstellung.

In den ersten Regierungsjahren Ulrichs (1504–1514) bekam die Stadt gleich die Mißwirtschaft des „princeps latronum“ (Reuchlin) zu spüren. Sie mußte eine Reihe von „Schadlosbriefen“ (die natürlich nie eingelöst wurden) mitbesiegeln und für „Gültbriefe“ an Basler Bürger geradestehen. Auch das Stift wurde erheblich angepumpt. 1513 führte Ulrich die berüchtigte Vermögenssteuer ein. Sie scheiterte am Widerstand der vermögenden Ehrbarkeit, die statt dessen ihre Einwilligung für ein Umgeld auf Wein, Fleisch und Frucht gab. Das rief im Schorndorfer Amt den Aufruhr des Armen Konrad, hervor, dem Ulrich mit der Berufung eines Landtags steuern wollte.

In Böblingen hatte der Vogt und ein herzoglicher Statthalter die Besetzung des Schlosses durch „das gmain bevel“ gerade noch verhindern können. Die Amtsflecken beriefen auf 7. Juni eine Versammlung zu Sindelfingen ein, da Böblingen seine Zustimmung zu einem Landtag gegeben hatte. Indessen, die zwei Vertreter der Herrschaft haben die anrückenden Bauern beruhigen können. Die „embörigen“ der Dörfer erreichten nichts. Im Gegenteil „Gericht und Rat“ beider Städte bildeten einen „Gemeindeausschuß“ mit der Vollmacht, nichts gegen den Herzog zu unternehmen und Empörer zu bestrafen.

Der Tübinger Landtag war am 12. Juli 1514 beendet. Am 14. Juli huldigte Böblingen auf den Tübinger Vertrag.

Eine Minderheit der Dörfer versammelte sich in Magstadt und bekam Hilfe von Leuten aus den Ämtern Markgröningen, Vaihingen, Marbach, Maulbronn. Der Statthalter Wolf v. Dachenhausen forderte vom Herzog Verstärkung, da mit den 12 Böblinger und 6 Sindelfinger Hagenbüchsen infolge von Blei- und Pulvermangel nichts anzufangen sei. Aus der Aktion der Dörfer scheint nichts geworden zu sein. Jedenfalls haben die Auführer auf dem Engelberg (Leonberg) doch gehuldigt.

Dann schlug der Herzog mit Hilfe der Ehrbarkeit und der Drohung, fremde Truppen ins Land hereinzulassen, den Remstaler Aufstand blutig nieder. Damit war auch der Stuttgarter Teillandtag erledigt. Die Bestrafungsaktionen begannen. Am 10. August erschien mit Reitern und Fußknechten (ein übles Gesindel) Reichart von Wyneck im Amt Böblingen. Man „säuberte“ Holzgerlingen und Dagersheim, verhaftete die Schuldigen (im Turm zu Böblingen lagen sieben Gefangene). Sindelfingen wurde verschont, es meldete, daß von den Auführern alle „ußgetreten“ seien. Aus einer Prozeßliste vom 14. August geht hervor, daß die Verhafteten ziemlich vermögend waren: Hans Schafhäuser (63 fl.), Simon Beck (370 fl.), Luthart Stick (362 fl.) usw. Zum Vergleich: eine Badstube samt Scheuer kostete 1514 214 fl. Viele waren in die Schweiz geflohen, über sie ist am 19. September die Reichsacht verhängt worden.

Immerhin der Tübinger Vertrag besserte mehr die Lage der Ehrbarkeit als die des Herzogs. Am 2. September erhielten die „geordneten anweld“ Sindelfingens den Bescheid: Jeder darf das Wild von seinen Gütern verjagen. Ein erledigtes Wildschwein muß in die herzogliche Küche abgeliefert werden. Der Weidgang in des Fürsten Wäldern ist erlaubt. Ecker und Eicheln dürfen zur Fütterung der Trogsschweine verwendet werden. Die Frondienste nach Stuttgart werden erleichtert (statt zwei Tage, ein Tag). Die Benützung der „allmanden“ durch den herzoglichen Schäfer soll von der Landschaft vergütet werden.

Nachrichten aus Sindelfingen sind dann erst wieder 1519 vorhanden, wenn am 11. April die Stadt dem „Schwäbischen Bund“ huldigt. Böblinger Statthalter war Heinrich Träsch von Buttler (der lange Heß), vermutlich einer der Adeligen, die nach der Ermordung Hans von Huttens dem Herzog den Dienst aufgesagt hatten. Im Juni zog das Bundesheer aus Württemberg weg und stand im Dienst des Königs von Spanien (Karl V.).

Von Tiefenbronn her versuchte der Geächtete mit einem kleinen Heer von Landsknechten sein Land wiederzugewinnen. Aus Sindelfingen traten sieben zu ihm über. Widerwillig huldigten die Städte, wenn sie nicht mehr anders konnten. Es stimmt aber nicht, daß „der gmain man gut hertzogisch“ war. Am 14. August huldigte Stuttgart. Ulrich ließ ein „nw gsatz“ ausgehen, indem er den Tübinger Vertrag aufhob. Abgeordnete von Sindelfingen kamen anderntags nach Stuttgart und stellten mit Erstaunen fest, daß die Ihrigen, die früher Trabanten des Bundes waren, jetzt frisch und fröhlich Trabanten Ulrichs sind. „Die Art und Weise, wie das Land dem

jeweiligen Eroberer anheimfiel, zeigt, daß es im Grunde zwischen den Parteien stand. Man sah keinen Anlaß, für den Herzog oder den Schwäbischen Bund Gut und Blut zu opfern, und suchte so günstig wie möglich davonzukommen, indem man dem jeweiligen Machthaber keinen Widerstand entgensetzte" (S. 23).

Am 14. Oktober verlor Ulrich sein Land (kleines Scharmützel bei Untertürkheim) zum zweitenmal. Für Böblingen und Sindelfingen gelobten Hans Schrag, Hans Vischer und Veit Hagenloch (Schultheiß von Maichingen) erneut „Erbhuldigung“ dem Bund. Die Sindelfinger Überläufer, jetzt ganz arme Leute, richtige Abenteurer, haben meist die Erlaubnis zur Rückkehr erhalten, oder leichte Turmstrafen, die mit Urfehde-Schwören endigten. Eine hervorragende Leistung der Ehrbarkeit unter der österreichischen Regierung war die Neuordnung der Lager-, Urkunden- und Statutenbücher. Die von Sindelfingen waren am 13. Januar 1534 fertig und wurden von Ober- und Untervogt, Schultheiß, Gericht und den „zwölf geschwornen uss der gemaind“ in Vertretung der ganzen Gemeinde „confirmiert, approbiert, bestetigt und angenommen“. Interessant dabei sind Ordnungen der Stadthandwerker (Ziegler, Zimmerleute, Maurer, Decker, Wirte, Wasenmeister, Metzger, Haus- und Feilbecken, Binder, Schmiede, Wagner, Tucher, Weber, Schuhmacher, Schneider, Näherinnen, Bader usw.), eine Schafordeung, Ordnungen für Fleischschätzer, Ziegel-, Brot- und Tuchschaue, Bürgerannahme-Ordnung (Eid, Verbote), Festsetzung von Arbeitslöhnen und Preisen. Aufgabe des Neunergerichts war, den Amtschaden und andere Beschwerden auf die Amtsdörfer und die zwei Städte umzulegen. Jede der Städte hatte einen Vertreter bei den Neuern; gewählt aus dem Gericht.

Weiserts Darstellung der berühmten Bauernniederlage am 12. Mai 1525 zwischen Böblingen und Sindelfingen (S. 33 ff.) ist vielleicht die klarste Widerlegung umgehender Vorstellungen, die von einem Historiker zum andern unkritisch übernommen wurden.

Allgemein ist zu sagen: die Schlacht ist nur eine unter vielen in den allenthalben vom Juni 1524 in Südwestdeutschland in Gang gekommenen Aufständen, die man irrtümlicherweise „Bauernkriege“ nennt, während es in Wirklichkeit lokale Proteste gegen den Feudalismus waren, die sich meist in Form von Verweigerungen der drückenden Abgaben und Frondienste niederschlugen.

Im Württembergischen geriet die Sache der Protestler dadurch in einige Verwirrung, daß Ulrich vom Hohenwiel aus ein meist aus schweizerischen Knechten bestehendes Heer organisierte, durch Agenten sich Anhänger unter den Unruhigen zu verschaffen suchte, indem er behauptete, er wolle seine Untertanen, „die jetzt in fremder hand gehalten und christenlich (katholisch) und tyrannisch geregiet, auch von dem heiligen gotzwort getrunken und gewaltiget würden“, befreien. Er brach am 23. Februar 1525 auf, zog über Engen, Mühringen, Balingen, Rosenfeld (dort verlor er die Hälfte seiner Söldner wegen rückständigen Lohnes) bis vor Herrenberg,

wo sich ihm Truchseß Georg von Waldburg mit einem größtenteils aus Landesaufgebot bestehenden Fußvolk stellte. Es kam zu keinem Zusammenstoß, die Landesaufgebotler verweigerten den Kampf, sie wollten weder für noch gegen Ulrich streiten. Die Folge: Herrenberg, das beiden Parteien die Tore verschlossen hatte, ergab sich dem Herzog nach kurzer Beschießung. Ihm folgten am 6. März die zwei Nachbarstädte, und am 9. März stand Ulrich in den Vorstädten von Stuttgart. Da am 13. März die Schweizer Knechte, von der Luzerner Tagsatzung abberufen (nach der Schlacht bei Pavia), abzogen, trat der Herzog den Rückzug an. Dieselben Städte, die ihn vor einer Woche eingelassen hatten, verschlossen dem Rückziehenden jetzt ihre Tore. Der Truchseß rückte nach. Die drei genannten Städte mußten eine hohe, im Nominalwert nicht bekannte Geldsumme zahlen, dazu kamen noch die Lasten der Einquartierung. In einer Bittschrift brachten sie zum Ausdruck: sie wünschten die Neutralität zwischen der österreichischen und der herzoglichen Partei, sie seien niemandes Parteigänger.

Die fünf Fähnlein des Truchsessens, meist in den reichen Amtsflecken lagernd, schmolzen im März insofern zusammen, als die von Memmingen und Augsburg, als es ruchbar wurde, daß im Allgäu die Bauern sich erhoben hatten, wegliefen; sie wollten nicht „wider ihre fraind, die pawren“ ziehen. Graf Friedrich von Fürstenberg brachte es fertig, daß das „mertayl der knecht sich wider gewendt hat“ und nach Dagersheim zurückkehrte.

Im April rollten die Wellen des oberschwäbischen Aufstandes auch nach Württemberg. Am 6. April meldet der Böblinger Vogt Lienhart Breitschwert der Regierung das Anrücken der oberschwäbischen Bauern auf Bebenhausen. Er nahm an, sie wollten ins Böblinger Amt. Man habe gehört, Ulrich wolle mit 25 000 Mann zu den Bauern stoßen und er bitte deshalb, die Regierung möge „sein Amt schützen für erlitten schmach und großen schaden durch Ulrichs Einfall und ihm helfen“, damit er „nit wyter in sterben und verderben gefurt“ würde. Indessen, Breitschwert hatte auf einen blinden Alarm gehört. In Württemberg wurde es erst nach der Bluttat zu Weinsberg (April 1525) unruhig. Nach dem 20. April bildete sich ein Haufen aus der Grafschaft Hohenberg, dem Amt Herrenberg und dem Ammertal. Etwa 200 Bauern zwangen die armen lude in den derfern“ zum Mitgehen. Meist schlossen sich die Reichsten auch an (außer den Amtleuten), andere leisteten zuerst Widerstand. Die Vögte wußten keinen Rat und ließen das Anwachsen des Haufens geschehen, der Richtung Schwarzwald zog. Sindelfingen, von Stuttgart im Stich gelassen, bat Eßlingen um Rat und Hilfe. Man fürchtete die Bauern in gleicher Weise wie den Truchsessens. Die einzige Hilfe, die kam, war ein billiger Trost: sich „als from erber redlich lut und vest halten“.

Am 6. Mai waren die Bauern, in Nürtingen verstärkt durch den Allgäu-, Hegau-, und Gmünder Haufen, in Sindelfingen, wo sie zwei Tage blieben. Ihr Führer Marten Feuerbacher wollte die Hauptmannschaft nieder-

legen, weil die Bauern etliche Wagen mit Korn wegführten. Bauernräte und Hauptleute berieten im Refektorium des Stifts. Man schickte eine Gesandtschaft zu dem am Würmlinger Berg lagernden Truchsess und schlug eine friedliche Lösung vor. Ohne Erfolg. Die Haufen hatten sich in Nürtingen als „gemeine landschaft“ konstituiert und verhandelten so mit den „Ständen des Bundes“. Doch darauf ließ sich der Waldburger nicht ein.

An einen Frieden dachte ab 7. Mai, dem Tag der Erstürmung von Herrenberg durch die Bauern, keine der Parteien mehr. Der heranrückende Truchseß vermochte zunächst nicht, die sich auf dem Schloßberg günstig verteidigenden Bauern zu vertreiben. Da aber die Bauern plötzlich in der Nacht unter Zurücklassung von Gepäck und Proviant nach Böblingen und Sindelfingen flüchteten, ihren Hauptmann Feuerbacher absetzten – Nachfolger ein Edelmann namens Schenk (vielleicht von Winterstetten?) –, hatte der Truchseß freie Hand bekommen, um sein Heer bei Weil im Schönbuch zu sammeln und zu reorganisieren. Erneute Gnadengesuche der Bauern (sie wollten nur die an der Weinsberger Bluttat Schuldigen ausliefern) wurden abgelehnt und Ergebung auf Gnade und Ungnade verlangt. Die Bauern ihrerseits wollten den Herzog Ulrich, der um Aufnahme als Mitbruder hatte bitten lassen, als ihren Herrn nicht anerkennen, seine Hilfe aber nehme man an. Die Entscheidung fiel, bevor der Herzog eingreifen konnte, von dem niemand wußte, wo er steckte und was er zu bieten hatte.

Am 12. Mai rückte der Truchseß über Mauren mit 6000 Mann Fußvolk (geteilt in zwei Haufen) und einer unbekannten Zahl von Reisigen auf Böblingen zu. Voraus trabte die sogenannte Schützenfahne (etwa 100 Reiter) als Späh- und Erkundungstrupp zur Beobachtung des Gegners. Das Bauernheer, das sich bei Sindelfingen zur Schlacht ordnete, muß etwa 15 000 Mann stark gewesen sein (ohne die etwa 5000 Schwarzwälder und eine unbekannte Zahl von Hegau-Leuten, einem Rest des Weinsberg-Haufen und wenigen frei geworbenen Knechten). Die württembergische Landschaft betrug aber mindestens 10 000 Mann. Die Gliederung war wie folgt: „Das Stuttgarter Fähnlein hielt die Stadt, die Wagenburg zog zwischen Sindelfingen und dem gewaltigen Haufen mit und wurde zu dessen Schutz verwandt; er besetzte vermutlich den Goldberg. Der verlorene Haufe, etwa 4000 Mann stark, stellte sich vermutlich am Wald östlich vom Galgenberg“ (S. 35).

Der erste Ansturm der Bündischen ist von beiden Bauernhaufen abgeschlagen worden. Den in Berglage sich verteidigenden Bauern konnte man auch mit dem Geschütz nicht beikommen. Eine Besserung für die Bündischen brachte Böblingen, dessen Vogt Breitschwert dem Truchsess die Tore zu öffnen versprach, falls die Stadt in Gnaden angenommen würde. Der Ritter lehnte ab und besetzte aus eigener Kraft mit 150 armierten Knechten Tor und Schloß. Die Bauern rückten vor, stürmten dreimal ohne Erfolg, erlagen dem gezielten Schützenfeuer

vom Schloßberg her, konnten aber selbst auf die Bündischen nicht mehr schießen. Sie hatten sich aus ihrer Berglage locken lassen und wurden von Büchschützen des Grafen Wilhelm von Fürstenberg unter Feuer genommen. Renn- und Schützenfahne der Bündischen kamen unversehrt auf den Schloßberg.

Der bäuerische verlorene Haufe zog sich wieder zurück und vereinigte sich mit seinem gewaltigen Haufen, verfolgt von den bündischen Reitern, die ohne das Fußvolk abzuwarten angriffen. Der Galgenberg, die verlassene Position des verlorenen Haufens, wurde vom Bündischen verlorenen Haufen besetzt und mit Geschütz bestückt. Dann beorderte der Truchseß pfalzgräfliche, mainzische, hessische und bayerische Reiter unter Froben von Hutten in eine Stellung hinter dem Galgenberg, also neben den verlorenen Haufen der Bauern. Renn- und Schützenfahne hielten die Stellung auf der anderen Seite des Berges und der Truchseß stellte sich in der Mitte auf, so daß insgesamt 450 Reiter die Hauptmasse des bäuerischen Fußvolkes bedrohten.

Als nun der verlorene Haufe der Bauern angriff, wurde er durch Geschützfeuer ins Wanken gebracht, die Reiter von beiden Seiten nahmen noch unterm Feuer die Verfolgung auf, griffen auch den dritten Haufen bei Sindelfingen an und zwangen ihn zur Flucht. „Infolge der allgemeinen Flucht der Bauern artete die Schlacht, kaum richtig begonnen, in eine erbarmungslose Schlächtereier aus. Viele Bauern wurden erstochen; die meisten liefen durch den Wald, wo die Reisigen schwer vorwärtskamen und leichter zu entrinnen war. Der Truchseß, der die Gegend kannte und wußte, daß die Bauern ‚durch ein schweinhag und eine kleine weite‘ (Gewand Schweinacker und Mahdental) laufen mußten, eilte mit 40 Reiter dorthin und schnitt den Fliehenden den Weg ab . . . Alle Geschütze, die Wagenburg, Zelte und zwölf Fähnlein der Bauern wurden erbeutet und angeblich 1200 Gefangene gemacht. Die übrigen entkamen“ (S. 37). Die Verluste der Bauern betrugen nach Augenzeugenberichten zwischen 4000 und 6000 Toten. Die Zahl der Toten der Bündischen war auffallend klein.

Unterstellt man, daß im frühen 16. Jahrhundert der Unterschied zwischen einem Bauern und einem Landsknecht nicht groß gewesen ist, unterstellt man weiterhin, daß gerade das Fußvolk mit Kampfeswillen (Courtrai, Sempach Guinegate) gegen Reiter- und Ritterheere vernichtend erfolgreich gewesen ist, so wird man zum Schluß kommen müssen, die Bauernniederlage von 1525 ist die Folge eines weithin fehlenden Widerstandswillens, einer fehlenden Disziplin und eines fehlenden Zieles. Die Bauern wußten nicht, für was und gegen wen sie zu kämpfen hatten. Manche wollten frei nach Luther rauben, brennen, morden, würgen, manche schlossen sich nur gezwungen an, keiner war ganz bei der Sache, weil es keine Sache zu schützen gab. Die Schweizer Talschaften stritten bei Sempach und an der Birs um ihre Freiheit, um Grund und Boden, die württembergischen Haufen dagegen waren nur unzufrieden mit den wechselnden Herren, die

den Tübinger Vertrag nicht erfüllten und das Recht beugten. Religiöse Motive bewegten sie nicht im mindesten, von kommunistischen Ideen, die sich auf das Wort Gottes stützten, hören wir nichts!

Die in den Lagerbüchern aufgeschriebenen Lasten blieben dieselben, wie vor 1525. Die Stadt Herrenberg klagte um 5000 fl. gegen die Bauern und gegen Böblingen und Sindelfingen.

Am 15. Mai 1534 erfolgte eine neue Huldigung für den mit der Hilfe des hessischen Landgrafen zurückgeholten Ulrich. Von Jubel und dargebrachten Geschenken erfahren wir nichts. Was später berichtet wurde, ist Legende. Eine Umbesetzung der Vogtämter mit Anhängern Ulrichs fand überall statt. Die österreichischen Parteigänger flohen zumeist in die Lande des Kaisers, es war ein guter Teil der alten Ehrbarkeit.

Im Zug der Einziehung der Klostergüter im Namen der Reformation, wurden am 1. März 1535 die sieben sogenannten „Münchshöfe“ des Stifts an sieben Sindelfinger als Erblehen verkauft (jedes Lehen 22 bis 25 Morgen Acker groß) und eine Gülte von jährlich 18 Malter Dinkel und 10 Malter Hafer in den Kasten zu Böblingen gefordert. Das Einkommen der Martinskirche wurde „zum almussen geworfen“. Das Almosen unterstand der Geistlichen Verwaltung. Unter Christoph kam es dann in die Verwaltung der Gemeinde.

Im sogenannten Interim (1546–48) floh Ulrich zum drittenmal auf den Hohentwiel und überließ das Land der kaiserlich-spanischen Soldateska, nachdem Württemberg für den Schmalkaldischen Bund 400 000 fl. hatte aufbringen müssen. Ein halbes Jahr lang lagen 1548 in den beiden Städten je zwei Fähnlein Spanier. Ihre Verpflegung kostete das Amt 28 555 fl. Der Streit wegen der Umlegung dauerte 8 Jahre. 1551 bezieht J. Brenz von den Einkünften des Stifts 130 fl. nebst Naturalien.

Seit 1552 besitzen die Sindelfinger Landstandschaft. Sie zahlen an Steuern und Hilfen seit je mehr als die Böblingen, ihre Seelenzahl ist größer als die der Amtsstadt. Erfolgreich werden zwischen 1557–1560 Ansprüche von Amt und Stadt abgewehrt. Zum Beispiel Mithilfe für die Instandsetzung der Böblinger Mauer.

1605 endlich ist Sindelfingen vom Amt Böblingen getrennt worden. Die Stadt nützte den Streit Herzog Friedrichs mit der Landschaft aus, bot eine runde Summe „Recognitionsgelb“, und der Herzog stellte dafür das Privileg aus. Das Original ist abgedruckt auf Seite 74. Abgaben an Böblingen entfielen, Sindelfingen war zur „ambstatt geordnet und gefreyet“. Was die Stiftsgebäude betrifft, ist zu verweisen auf das Kapitel „Der Umbau der Martinskirche 1576/77 unter Herzog Ludwig (S. 91 ff.).

Der Abschnitt „Vermögenstand der Stadt um 1600“ nebst Steuern, Einnahmen, Ausgaben, Bevölkerung (S. 105–112) macht deutlich, daß die Stadt sich von den Wirren der Ulrichszeit recht gut erholt hatte, denn sie holte mehr herein als sie ausgab und profitierte noch beträchtlich an den der Herrschaft abzuliefernden Steuern. Die Höhe ihrer Darlehen betrug über 13 000 fl.

Ihre Einwohnerzahl mochte 1400 betragen haben, darunter 206 Steuerpflichtige. Man kann von Vollbesetzung sprechen, denn Aufnahmeangebote sind abgelehnt worden. Der landwirtschaftliche Betrieb dominierte, Handel und Wandel hielten sich in mäßigen Grenzen. Im Landesaufgebot unterstand die Sindelfinger Mannschaft der Herrenberger Kompanie. Von 1612 ab verschärften sich die Musterungen und Visitationen der Waffen. Das Land bereitete sich auf den großen Krieg vor.

Zum Schluß noch eine Notiz über die Lage der Stadt im Jahre 1650, dem eigentlichen Jahre der Beendigung des großen Krieges. „Sindelfingen hatte schwer gelitten, war aber der Zerstörung entgangen. Die Zahl der Bürger betrug 1650 wieder etwa 140 gegenüber 267 im Jahre 1633, also etwa 700–720 Personen gegenüber 1400–1450 Personen. Diese Einwohnerzahl wurde erst zu Anfang des 18. Jahrhunderts wieder erreicht. Die Kosten beliefen sich, wenn man alles zusammenzählt, auf mehr als 250 000 fl., doch sind darin auch Summen enthalten, die nie bezahlt wurden (z. B. die 4000 fl., über die der Rittmeister von Ebersberg 1635 eine Schuldverschreibung erpreßt hatte). Im übrigen wird man dem Chronisten Löher zustimmen, wenn er meint, daß dieses stättlin vil ein mehrers gelutten und ausgestanden, als es an ime selbst mit grundt und boden werth seye, welches dann auch die grundtliche wahrheit“. In Anbetracht dieser gewaltigen Kriegskosten muß die Verschuldung der Stadt noch erträglich bezeichnet werden; sie belief sich im Jahre 1650 auf 18 759 fl., wovon noch 1800 fl. aus der Zeit vor 1634 stammten. Die Schulden waren 1688 ganz abbezahlt“ (S. 180).

Ich möchte noch zwei Bemerkungen des Verfassers zu seiner voluminösen Darstellung des Dreißigjährigen Krieges hinzufügen: „Wer dies alles gelesen hat, wird vielleicht meinen, es hätte auch kürzer erzählt werden können und es hätte vor allem die langweilige Wiederholung der Jahr für Jahr ähnlichen Fälle (z. B. ein Dutzend Hexenprozesse) vermieden werden sollen. Es wäre zweifellos einfacher gewesen zu sagen, daß von 1634 bis 1650 fast ununterbrochen Truppen aller Parteien Württemberg durchzogen, daß die Winterquartiere viel kosteten und die Bewohner des Landes verarmten und Schreckliches durchzumachen hatten, als mühevoll zusammenzusuchen, was tatsächlich geschehen ist, soweit die uns erhaltenen Quellen dies festzustellen erlauben. ... Für die Bewohner von Sindelfingen waren nicht Siege und Niederlagen irgendwelcher Machthaber, sondern diese langweiligen und sich immer wiederholenden Ereignisse das, was sie erlebten und was für sie Bedeutung hatte ...“. „Es galt aber auch an einem Beispiel zu zeigen, daß dieser Krieg sich nur quantitativ, nicht aber qualitativ von andern unterschied. ... Es war der Abstieg vom Wohlstand von 1618 zum Elend von 1648 viel krasser als in vielen anderen Kriegen; er ist vielleicht mit dem von 1939–1948 zu vergleichen, wobei also der Fortschritt gegenüber dem 17. Jahrhundert darin bestünde, daß ein Volk heute noch schneller verelenden kann.“

Was uns beschäftigt — was uns angeht

Unter dieser Sammelbezeichnung wollen wir künftig in zwangloser Folge über Dinge berichten, die uns innerlich angehen und mit denen sich der Vorstand des Schwäbischen Heimatbundes in seinen Sitzungen, in Besichtigungen und örtlichen Besprechungen beschäftigt. So können die Mitglieder mehr als nur beim jährlichen Geschäftsbericht des Vorsitzenden Einblick gewinnen in unsere Aufgaben und Anteil nehmen an der Art wie wir sie zu lösen versuchen.

Wir denken auch geeignete Zuschriften aus dem Kreis der Mitglieder hier abzdrukken, gegebenenfalls mit Stellungnahme. Gelegentlich sollen auch kurze Berichte über Ereignisse hier zu finden sein, die uns zwar nicht

direkt berühren, die uns aber sachlich angehen, einerlei, ob wir sie nun besonders begrüßen oder meinen ablehnen zu müssen.

Wir hoffen unsere Leser mit diesen Spalten immer mehr dahin zu bringen, daß sie sich am Werden unserer Heimat innerlich beteiligen. Womit wir uns ernstlich beschäftigen, das lernen wir kennen und lieben: dafür fühlen wir uns als Bürger eines demokratischen Landes verpflichtet. Helfen wir alle dazu, daß das innere und äußere Wachstum unserer Heimat in gesunden Entwicklungslinien verlaufe.

Für den Vorstand
Walter Kittel

Für die Schriftleitung
Oskar Rühle

Das römische Kastell Köngen

Wer vom Neckartal aus in Richtung Köngen blickt, sieht links vom Ort an der Talkante inmitten einer Baumgruppe einen Steinturm stehen, an den sich beiderseits zinnenbewehrte kurze Mauerstücke anschließen. Es handelt sich um den südlichen Eckturm des römischen Kastells, der im Jahre 1911 auf den alten, früher ergrabenen Fundamenten durch den Schwäbischen Albverein wieder aufgebaut worden ist. Das Kastell hat etwa von der augusteischen Zeit bis 150 n. Chr. bestanden. Dann wurde seine Besatzung an die neue Frontlinie nach Lorch verlegt. Es bildete ein Quadrat von etwa 150×140 m nördlich des Turms in den Äckern, oberflächlich ist von ihm nichts mehr zu sehen, lediglich die Südostseite wird durch die Hangkante zum Neckartal markiert. An der Westecke des Kastells vorbei nach Norden führt die römische Straße nach Cannstatt. Sie ist in dem in den letzten Jahren überbauten Neusiedlungsgebiet wiederholt angeschnitten worden. Beiderseits der Straße liegen die Reste des römischen Lagerdorfes; Kellergruben, ausgemauerte Keller, Brunnen und zahlreiche Keramik und sonstiges Gerät sind in den Kanalisa-

tionsgräben und Baugruben aufgefunden worden. Eine planmäßige Untersuchung war nicht möglich. Die Tätigkeit der Bodendenkmalpflege mußte sich auf Beobachtung der Erdaufschlüsse und Registrierung der durch eifrige Heimatfreunde und Sammler geborgenen zahllosen Fundstücke beschränken.

Die künftige Planung sieht nun vor, auch das eigentliche Kastell mit in das zu überbauende Gelände einzubeziehen. Es erscheint daher angebracht, auf die besondere Bedeutung des Kastells Köngen in der römischen Geschichte Württembergs hinzuweisen und seine Aussparung im Bebauungsplan anzuregen, ein Vorschlag nicht nur des Bodendenkmalpflegers, sondern aller um die immer weitere Erhellung der Vorzeit des Landes bemühter Kreise. In Welzheim, wo ein ähnlich gelagerter Fall vorliegt, konnte ein gleicher Vorschlag dank dem großzügigen Entgegenkommen der dortigen Gemeindeverwaltung und des Gemeinderats verwirklicht werden.

Die Entdeckung und die ersten Grabungen im Kastell fanden bereits schon um das Jahr 1783 statt, und zwar durch den damals als Vogt im Schloß Köngen lebenden Oberamtmann

Friedrich Karl Roser, der den Herzog Karl Eugen für die Untersuchung interessieren konnte. Franziska von Hohenheim berichtet in ihrem Tagebuch von einem Besuch in Köngen und Besichtigung der Funde im Schloß. In den Jahrzehnten darauf wurden immer wieder Funde gemacht und Grabungen unternommen, erwähnt seien lediglich solche durch Eduard Paulus d. Ä. im Jahre 1843 und durch Konrad Miller im Jahre 1882, der den Begräbnisplatz des Kastells und des Lagerdorfes aufdeckte. Bis dahin wußte man allerdings nicht, daß es sich hier in Köngen um ein römisches Kastell und nicht nur um eine zivile Ansiedlung handelt. Diese Entdeckung erbrachten erst die Untersuchungen von Generalmajor a. D. Kallee zusammen mit Professor Herzog im Jahre 1885 und dann die umfassenden Grabungen der 1892 gegründeten Reichslimeskommission im Jahre 1896 unter örtlicher Leitung von Dr. A. Mettler. Auf der damaligen Untersuchung basiert unsere Kenntnis von der Größe, dem Umfang und dem etwaigen Aussehen des Kastells. Seither sind immer wieder Funde zutage gekommen, auf die nicht näher eingegangen sei. Als besonders bedeutungsvoll seien aber doch erwähnt ein Meilenstein, direkt vor dem südwestlichen Kastelltor, der im Jahre

129 n. Chr. erstellt worden ist und die Entfernung nach Sumelocenna – Rottenburg – mit 29 tausend Schritt (= 43 km) angibt. Von außerordentlicher Wichtigkeit sind ferner eine Bauinschrift zu einem Jupiterheiligtum und ein Altar mit einer Weihinschrift, gefunden im Jahre 1900, die uns beide den Namen der römischen Ansiedlung, Grinario, überliefern. Der Ort Grinario ist auf der Peutinger-Tafel, einer mittelalterlichen Abzeichnung einer spätrömischen Straßenkarte des 4. Jahrhunderts, also auf der ältesten erhaltenen Karte überhaupt, verzeichnet. Das Kastell Grinario ist das einzige am gesamten römischen Neckarlimes, das noch nicht überbaut ist. Sollte es nicht doch möglich sein, diesen für die württembergischen Geschichte so bedeutenden und namentlich bekannten historischen Punkt für die Nachwelt zu erhalten und ihn nicht für immer zu zerstören? Unsere Generation trägt dafür die Verantwortung.

Dr. H. Zürn

Die Frage, mit der unser Fachmann für die Bodendenkmalpflege schließt, haben wir unlängst auch an das Bürgermeisteramt Köngen gerichtet, und verschiedene staatliche und private Stellen davon in Kenntnis gesetzt. Wir sagten dazu, der Ort teile seinen wirtschaftlichen Aufschwung durch Gewerbeansiedlung und den Andrang der Baulustigen mit nahezu allen Gemeinden des mittleren Württemberg, er zeichne sich aber als Stätte einer fast 2000 Jahre alten Römersiedlung und eines Kastells *vor allen anderen aus*. Das sollte in Zukunft noch deutlicher ins Bewußtsein der Allgemeinheit gerückt werden. Unser Appell hat mehrfach Zustimmung gefunden. Nicht nur der Albverein, der ja schon vor mehr als 50 Jahren eine wirksame Initiative ergriffen hat, zeigte sich interessiert am weiteren Geschick des Kastellgeländes. Der Präsident des Deutschen Archäologischen Institutes in Berlin-Dahlem, Prof. Dr. K. Bittel, schreibt u. a.: „Das Deutsche Archäologische Institut, das durch seine Römisch-Germanische Kommission die Untersuchung und Pflege der römischen Monumente auf deutschem Boden ... seit langem zu seiner Sache gemacht

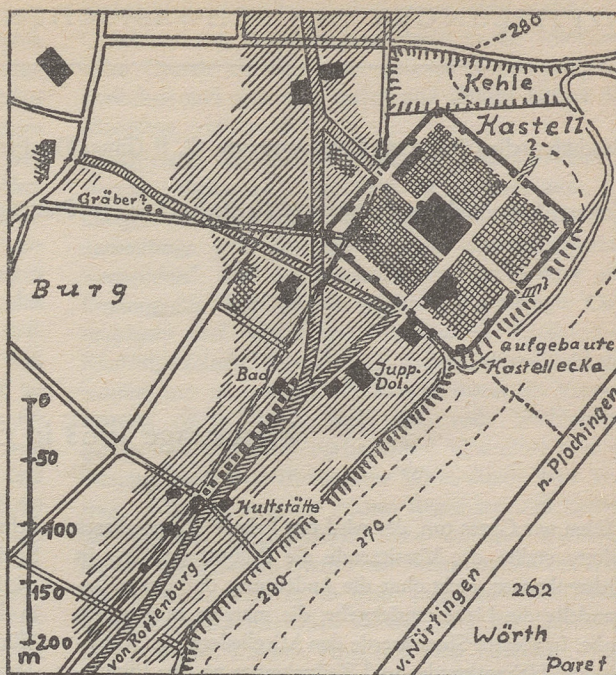
hat, teilt vollkommen die Auffassung des Schw. Heimatbundes, daß nämlich die Erhaltung des Castellgeländes zu Köngen als eines bedeutenden überregionalen Geschichtsdokumentes unbedingt gesichert und garantiert werden muß.“ Auch das Institut für Vor- und Frühgeschichte der Universität Tübingen ist der Ansicht, daß die noch nicht überbauten Teile römischer Ansiedlungen und Kastelle noch „Möglichkeiten für spätere neue Untersuchungen bieten“ und deshalb als Grabungsschutzgebiete im Sinne des neuen Denkmalschutzgesetzes offengehalten werden sollten.

Einen wertvollen Einblick in die Schätze, die hier bis heute geborgen wurden, vermittelte eine Ausstellung von Fundstücken aus Köngen, die der Altertumsverein Eßlingen im alten Rathaus vom 15. bis 23. Juni gezeigt hat. Sie wurde am 19. Juni durch einen Vortrag des „Amateur“-Archäologen Herbert Mehlo aus Baltmannsweiler ausgezeichnet erläutert. Niemand kann bei solchen Funden sagen, es sei nun endgültig Schluß damit; so lohne es sich nicht, weiter zu forschen.

Eine Besprechung Anfang Juli auf dem Rathaus in Köngen unter Vor-

sitz von Herrn Landrat Geist, Eßlingen, zeigte, daß in der Gemeindeverwaltung die Verpflichtung für dieses Stück Heimatgeschichte erkannt worden ist. Bevor weitere Schritte in der Gesamtplanung unternommen werden, soll der Umfang des wichtigsten „Interessengebietes der Forschung“ von den Fachleuten festgestellt werden. Es ist zu hoffen, daß auch das Land gegebenenfalls der Gemeinde, wenn sie für diese Kulturaufgabe Opfer bringt, aus öffentlichen Mitteln entsprechende Zuschüsse gibt, wie es bei der Sicherung und Erschließung der römischen Fundplätze entlang der Linie Murrhardt–Welzheim–Gmünd–Aalen erfreulicherweise geschieht.

In der Stuttgarter Zeitung vom 23. September 1961 war unter dem Titel: „200 000 Mark für ein römisches Kastell“ ausführlich über den archäologischen Wanderweg am Limes und der rätischen Mauer berichtet. Wir haben keinen Zweifel, daß auch die Schulen und alle Menschen, die sich um die Vergangenheit der Heimat kümmern, wenn ähnlich hier verfahren wird, auch das Kastell und das Römerdorf Grinario = Köngen wieder mehr beachten werden, als es zur Zeit der Fall zu sein scheint. W. K.



Kastell Köngen. Nach O. Paret, Württemberg in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, Abb. 98

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 5) · Fernruf: 22 32 43 · Geschäftszeit: 8–16.30 Uhr

Konten: Postscheckamt Stuttgart 3027, Städt. Girokasse Stuttgart 16430

Pfingsttage 1963 in Ochsenhausen

„Wem wir Gutes tun, der wird uns lieber!“ Unter dieses Motto stellte der Vorsitzende die Pfingsttage 1963 in Ochsenhausen, nicht ohne die Andeutung, daß das so Behandelte die Liebe zurückgebe, die man an es gewandt habe. In diesem Sinne werde den Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes und Teilnehmern an den Pfingsttagen die Heimat Oberschwaben immer teurer, gerade da, wo es um die Erschließung ihrer künstlerischen Werte gehe. Wiederum gab Bürgermeister Habrik seiner Freude über die festliche Veranstaltung Ausdruck; er verband damit den Dank an Dr. Walzer, dem es zuzuschreiben ist, daß die Stadtkapelle Ochsenhausen die, abgewandelte, Tracht des Unteramtsbezirks Ochsenhausen trägt. Stadtpfarrer Reich begrüßte in der ihm eigenen humorvollen Art, indem er hervorhob und anerkannte, daß der Schwäbische Heimatbund das Gesetz benediktinischer Gastlichkeit („Nach drei Tagen faulen Fisch und Gast“) nie verletze!

Den Eröffnungsvortrag hielt Dr. Albert Walzer, Hauptkonservator am Württ. Landesmuseum Stuttgart, über „Alte schwäbische Bauerntrachten“. Eingangs warnte er davor, unter der Tracht ein einziges Gewand zu verstehen. Diese weise vielmehr verschiedenartige Wechselformen auf, etwa die Abendmahlstracht (auch bei Beerdigungen getragen), die Festtagstracht, zumeist auch noch eine weniger farbenfrohe Sonntagstracht und neben der Arbeitskleidung noch eine Tracht, die man wochentags für bessere Zwecke benützte. Dazu kommen standesbedingte Unterschiede. Die jungen Mädchen wurden zumeist farbenfroher ausgestattet als die verheirateten Frauen. Der Bauernbursche unterschied sich vom verheirateten Hofbauern, der neben dem „kurzen Häs“ auch die bessere Tracht mit dem langen Rock und dem Dreispitz trug. Die Gewandungen der Roßbauern, Kuhbauern und Seldner wichen in wichtigen Einzelheiten voneinander ab und wehe dem, der es wagte, sich eine Kleidung zuzulegen, welche seiner Stellung in der dörflichen Gesellschaft nicht gemäß war! Auch innerhalb der Weingärtner gab es Trachtenunterschiede, in denen sich wirtschaft-

liche Lage des Trachtenträgers und seine Stellung im Sozialgefüge des Dorfes widerspiegeln. Im übrigen wird man einen gewissen persönlichen Geschmack, etwa in der Farbenwahl, nicht ganz ausschließen dürfen.

Wichtig war die Antwort auf die Frage, woher die Tracht stamme. Groß ist dabei der Einfluß städtischer Modeformen. Dies wurde an Beispielen belegt. Daneben gibt es Erscheinungen, die offenbar auf gewisse Kleidungs-Urformen zurückgehen. Der Hippenrock der Baarbäuerin erinnert an einen in der Tschechei getragenen Rock und dieser wieder an die Form der Wickeltracht. Das Mieder dürfte sich aus einer „zweistockigen“ Hemdform entwickelt haben (vgl. die Mieder mit angenähertem Rock). Die oberen Körperteile mußten infolgedessen gesondert bekleidet werden (Bekleidung von Schultern und Armen bei bäuerlichen Trachten nur durch Hemden). Bei der Männertracht ist die Herkunft der langen Hose interessant. Stammt sie erst aus dem späten 18. Jahrhundert? Dagegen spricht, daß Darstellungen aus dem 16. Jahrhundert die Bauern in langen Hosen zeigen.

Im übrigen ist das bunte Bild der bäuerlichen Trachten dadurch bedingt, daß die einzelnen Trachtenlandschaften „immer wieder bei einer anderen Entwicklungsstufe Halt gemacht haben“. Die fränkische Gäutracht ist stark von der Mode des späten 16. Jahrhunderts bedingt. Für die altwürttembergische Neckarlandschaft war die Betzinger Tracht bezeichnend. In der Umgebung von Ulm und im Schwarzwald finden sich Trachten, die das hoch geschlossene Leibchen statt des Mieders aufweisen. Im Oberland und von Herrenberg über Horb bis in die Tuttlinger Gegend hat sich in Anknüpfung an die Mode der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts eine letzte Trachtenform entwickelt, bei der die Ärmel oben eng plissiert, um die Ellbogen jedoch weit gebauscht, manchmal sogar wattiert sind.

Die bäuerliche Tracht in der gekennzeichneten Form gehört freilich der Vergangenheit an. Wo sie heute noch öffentlich gezeigt wird, geschieht dies aus Gründen des

Fremdenverkehrs und zwar fast immer in den Städten. Die Ausstellung zeigte diesmal Ölgemälde und Graphik von Prof. Wilhelm Geyer, der bei der Eröffnung zum Thema „Begabung und Beruf“ sprach. Daß er dabei sein eigenes Werk zum „Exempel“ nahm, gab seinen Ausführungen eine packende Wirkung. Begabung: das ist die angeborene Fähigkeit zur Aufnahme und Umbildung von Wirklichkeit. Beruf: das ist Verkündigung im Sinne der Aussage eines innerlich Aufgetragenen. Dazwischen sind alle Irrungen und Wirrungen möglich, vom bloß Gekonnten bis zum Gedachten, das man nicht schaut. Immer wieder geht es um neue Auflösungen, neue Verbindungen. In der „Malschule“ von 1922 gelang es ihm erstmals, einen Akademiebetrieb zu malen als einen vom Leben, das farbig erscheint, erfüllten Raum. Das Ziel ist die Fülle von Natur und Geist zumal. Ausgangspunkt waren Landenberger und Altherr, von denen letzterer den Rat erteilte, die Farbe wegzulassen, ins Graue zu vereinfachen und hier und dort farbige Dominanten zu setzen. Das Jahr 1933 bezeichnete der Maler als den Glücksfall seines Lebens. Die Entscheidung fiel. Die Zeit des Kampfes, des Verlassenseins, der Abgeschiedenheit begann: „Das Auge sah nichts mehr.“ Zehn Jahre war er von der malenden Welt abgeschnitten. Eine Existenzmöglichkeit bot die Herausgabe der „Sonntagevangeliën“ – als Kern einer Art religiös-künstlerischen Widerstandsbewegung – in eigenem Verlag. Erst nach 1945 kam die große Hilfe durch die „Gesellschaft Oberschwaben“. Sie öffnete den Zugang in eine neue Geistswelt, der es sinnlichen Ausdruck zu verleihen galt. Nun konnte man Landschaften malen, die gestaltetes Naturerlebnis waren, konnte Bildnisse als Darstellungen eines seelischen Zustandes, einer geistigen Haltung schaffen, konnte die Einheit des wirklichen und geistigen Raumes erstreben, konnte die Welt aus Fläche, Farbe, Linie, Form erstehen lassen. Hier äußerte der Vortragende einen leichten Vorbehalt gegenüber der gegenstandslosen Malerei: jeder echte künstlerische Vorgang geschehe innerhalb der Form, auch wenn man sich dabei nicht eigens gegen die Natur wende. „Wenn Maler, was außer ihnen ist, nicht mehr gegenüber haben, wird das Ergebnis hypothetisch sein“, wurde gesagt. Zum mindesten hypothetisch in dem Sinne, daß ein Maler, der ohne Beziehung auf die Wirklichkeit unseres Daseins arbeitet, nicht mehr aus dieser herausführen und in die geistige Wirklichkeit seiner Welt überleiten kann. „Ein Maler ohne Resonanz und Publikum: das ist kein Beruf.“

Ein besonderer Abschnitt seiner Ausführungen galt den Glasfenstern, wobei er nachdrücklich darauf hinwies, daß es bei diesen nicht nur um den Inhalt der Darstellungen ginge, sondern darum, was der Raum brauche. Es sei ein hohes Lob, wenn die Fenster als solche nicht bewußt auf- und wahrgenommen würden, sondern nur als Teile des Sakralraumes.

Mit dem Wort von der notwendigen „nüchternen Trun-

kenheit“ (Breucha) beschloß er seine Rede, welche das Geheimnis von Begabung und Beruf in der künstlerischen Gestalt als dem Ergebnis einer Vereinigung der sinnlichen und geistigen, realen und idealen Kräfte des Menschen erblicken ließ.

Welch reiche musikalische Landschaft Oberschwaben in Vergangenheit und Gegenwart ist, zeigten auch die übrigen Veranstaltungen: die Orgelstunde des Sonntagnachmittags und der Abend „Aus oberschwäbischen Singspielen“. Daß der Regensburger Chordirektor und Domorganist Karl Norbert Schmid als gebürtiger Ochsenhauser und langjähriger Organist der katholischen Kirchengemeinde Ochsenhausen, seine Gabler-Orgel gut kannte, war zu erwarten. Er brachte damit die Voraussetzung echter Meisterschaft mit: volle Verfügungsgewalt über das künstlerische Mittel. Und diese Voraussetzung wurde in vollkommener Weise durch einen Vortrag erfüllt, der von den reichen Registriermöglichkeiten der farbigen Gabler-Orgel einen seltenen Gebrauch machte und zwar im Dienste der Interpretation des Werkes selbst. So kam es zu einer außerordentlich lebendigen und ausdrucksvollen Verkörperung der Tonwelten von Pachelbel, Walther, Hugl und Bach. Einzelne Stücke aus dem Buxheimer Orgelbuch und dem Orgelbuch von St. Ulrich und Afra interessierten mehr nach der musikgeschichtlichen Seite. Von Schmid selbst hörte man die Komposition „Komm Heiliger Geist“; persönliche Aussage und strenges musikalisches Maß waren darin in glücklicher Weise verbunden.

Wie in Ochsenhausen musiziert wird, ließen die vortragenden Stücke aus oberschwäbischen Singspielen erkennen. Freilich hatte Chordirektor und Organist Anton Schmid dem Chor der Stadtpfarrkirche mehrere auswärtige Solisten zugesellen müssen und auch das Streichorchester Ochsenhausen war verstärkt worden. Es war eine schwere Aufgabe für Anton Schmid, aus diesen verschiedenen Bestandteilen einen Körper zu schmieden, der bildsam und geschmeidig die von Willi Siegele entdeckten Klangschöpfungen zu Gehör zu bringen vermochte. Und dennoch gelang gerade dies vorzüglich. Selten ist in Ochsenhausen so flüssig, so inspiriert – und zwar aus den Werken selbst – gespielt worden wie dieses Mal. Dabei traten vor allem Leonore Mühlischlegel und Gerlinde Nafz als Sopranistinnen und Gudrun Greindl als Altistin durch ihre geschulten, reinen und vollen, Stimmen hervor, vor allem in der „Kantate auf die Wahl der Äbtissin Maria Justina zu Gutenzell“ (1776). Auch der Tenor Herbert Graf, der Bariton Albrecht Scheytt und der Baß Gustav Adolf Frank waren stimmlich Meister ihrer Rollen, ganz abgesehen davon, daß sie in der „Erschaffung der Eva“ aus der Schöpfung von Sailer (Musik von Meingosus Gaele) auch ihre hohe Schauspielkunst bewiesen. Vielleicht war der erste Akt der Entführung aus dem Serail von Justin Heinrich Knecht etwas langatmig, aber die ausgezeichnete Vortragsweise ließ dies vergessen. So verdanken die

zahlreichen Zuhörer – der Bibliotheksaal des ehemaligen Klosters war voll besetzt – Anton Schmid, seinem Chor und Orchester, dazu den begabten Solisten einen Abend reinen Genusses, der in der Geschichte des Schwäbischen Heimatbundes und seiner Pfingsttage unvergessen bleiben wird. Darüber darf der Dank an den eigentlichen „Vater“ dieses Abends nicht zu kurz kommen: Willi Siegele, den großen Kenner unserer heimischen Musikgeschichte, der die dargebotene Musik aus den Archiven hob und dadurch mehr als eben einen Akt musikalischer Denkmalpflege ermöglichte, nämlich eine echte Wiedergeburt oberschwäbischen Musiklebens. In seinen einleitenden Erörterungen stellte er das oberschwäbische Musikschaffen in einen weitgespannten musik- und geistesgeschichtlichen Zusammenhang; es ist zu hoffen, daß diese bedeutenden Ausführungen recht bald durch den Druck einem größeren Kreis von Musik- und Heimatfreunden zur Kenntnis gebracht werden.

Am Samstagabend und Sonntagvormittag hörte man von einem kleinen Kammermusikkreis alte und neue Gitarrenmusik, wobei besonders die Variationen über ein katalonisches Volkslied von Bernhard Rövenstrunk von der ursprünglichen Musizierfreude eines Menschen unserer Zeit zeugten.

Der Montag brachte noch eine Studienfahrt zur Barockausstellung in Weingarten und einen Besuch des Pfrunger Rieds mit einer Führung von Dr. Schönnamsgruber von der Tübinger Bezirksstelle für Naturschutz. Bürgermeister Walser von Pfrungen nahm am gemeinsamen Mittagessen teil, richtete eine launige Ansprache an die Teilnehmer und las aus der Sammlung seiner Mundartgedichte vor. Den Abschluß bildete eine Besichtigung von Pfullendorf, die viel Unerwartetes brachte, nicht zuletzt den Anblick des Schoberschen Fachwerkhauses und das Erlebnis des köstlich, auch mit alten Glasfenstern ausgeschmückten Sitzungssaales des Rathauses!

Jahreshauptversammlung in Sindelfingen am 8. und 9. Juni 1963

Auf Einladung von Herrn Oberbürgermeister Gruber hielt der Schwäbische Heimatbund seine diesjährige Jahreshauptversammlung wiederum gemeinsam mit dem Verband der württ. Geschichts- und Altertumsvereine, am 8. und 9. Juni in Sindelfingen ab. Die damit zusammenhängenden Veranstaltungen bildeten einen nicht unpassenden Auftakt zur 700-Jahrfeier der Stadtgründung. Gaben sie doch Zeugnis von dem lebendigen Geschichtsbewußtsein, das in beiden Vereinigungen gepflegt wird, so daß von der gesamten Tagung eine, die Wirkung des festlichen Jubiläums vorbildende, Kraft auszugehen vermochte. Auf der anderen Seite wieder konnte Prof. Dr. Dölker in seinen Eröffnungsworten darauf hinweisen, daß man gerne die Anregung, hier zu tagen, aufgenommen habe; schon der Büchertisch zeige, wieviel die Stadt für die Erforschung ihrer Geschichte tue. Teilzuhaben am Reichtum dieses geschichtlichen Lebens, sei der Wunsch, der die Teilnehmer zusammengeführt habe.

Dem Thema „Sindelfingen als Stadt von Tradition und Zukunft“ wurden die beiden Fachreferate des Nachmittags in vollkommener Weise gerecht. Stadtarchivar Dr. Weisert sprach über „Die Geschichte von Sindelfingen“, Dipl.-Ing. H. D. Kusch über „Die neuere städtebauliche Entwicklung der Stadt Sindelfingen“.

Die Ausführungen von Dr. Weisert, dem wir die neueste Stadtgeschichte verdanken, waren den wichtigsten Stationen der Ortsgeschichte gewidmet. Deren erste faßbare ist die Stiftung des Benediktinerklosters (bald Chor-

herrnstiftes) an der Stelle einer Burg der Grafen von Calw und unter Verwendung der Martinskirche durch Graf Adalbert II. von Calw (vgl. hierzu auch H. Weigert in Heft 3/1963 der „Schwäbischen Heimat“). Im 13. Jahrhundert erfolgt der Übergang an die Pfalzgrafen von Tübingen; 1263 gründet Pfalzgraf Rudolf, der Scheerer, die Stadt. 1274 wird das Tübinger Stadtrecht bestätigt. Den im 14. Jahrhundert erfolgten Übergang an die Grafschaft Württemberg spiegelt das Siegel von 1383 wieder, welches im Wappenschild drei Hirschstangen auf silbernem Grund zeigt (erst 1927 kam das Fleckenzeichen, ein Kreuz, hinzu). 1476 geschah die bekannte Verlegung des Stiftes an die Georgskirche nach Tübingen durch Graf Eberhard im Bart; mit dem Rest des Besitzes gründete man 1477 ein neues Stift (Chorherrn nach der Augustinerregel innerhalb der Windsheimer Kongregation). Während der österreichischen Zeit verlor die Stadt ihre Landstandschaft; Herzog Christoph, der 1552 und 1556 das Marktrecht bestätigte, erneuerte jedoch das Recht der Entsendung von Abgeordneten zum Landtag. 1560 wurde die „schimpfliche“ Pflicht des Beitrags zur Unterhaltung der Böblinger Stadtmauer getilgt. 1605 machte man sich für 2200 fl und einen Teil der Vogtsbesoldung unabhängig von Böblingen, war also fortan eigene Amtsstadt. 1598 gab es 271 Bürger (rund 1300 bis 1400 Einwohner), während Böblingen nur 198 zählte (etwa 1000 Einwohner). Die Ereignisse nach der Nördlinger Schlacht ließen die Bevölkerung auf 250 bis 300 Seelen absinken. Schwer la-

steten auf der Stadt die Einquartierungen, da das Amt Sindelfingen für ein gewöhnliches Amt gehalten wurde, in Wahrheit jedoch nur aus der Stadt bestand. Um 1654 war die Einwohnerzahl wieder auf 906 gestiegen; die alte Höhe wurde jedoch erst wieder im zweiten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts erreicht. Die Franzoseneinfälle von 1688, 1693 und 1707, dazu der Wunsch des Hauses Württemberg, das Land zu befestigen und eine Militärmacht zu schaffen, brachten neue Belastungen und Verschuldungen. Bekanntlich kam es im offenen Streit zwischen Karl Eugen und der Landschaft zur Steuerverweigerung. Erst nach dem Erbvergleich des Jahres 1770 ging es auch in Sindelfingen langsam aufwärts. 1789 bis 1790 wurde das Schulhaus gebaut (Alte Realschule). 1807 kam das Ende der amtsstädtischen Herrlichkeit: Sindelfingen wurde dem Amt Böblingen einverleibt. Über den Aufstieg Sindelfingens zur Industriestadt, auf den der Referent im weiteren einging vgl. seinen Beitrag in Heft 3/1963 der „Schwäbischen Heimat“. Auch hinsichtlich des Referates von Dipl.-Ing. H. G. Kusch wird auf den Beitrag im gleichen Heft verwiesen; reiches Anschauungsmaterial ergänzte die übersichtliche Darstellung.

Als besonders günstig für die Tagung erwies sich in ihrem fernerem Verlauf, daß alle Veranstaltungen in einem Hause stattfanden: der schönen Stadthalle. Deren kleiner Saal war Ort der Mitgliederversammlung. Der Vorsitzende wies eingangs auf die satzungsgemäße Anzeige der Versammlung im Staatsanzeiger vom 18. Mai hin und ergriff dann das Wort zum Geschäftsbericht. Der Mitgliederstand hat sich nicht namhaft verändert; er liegt etwas über 8000. Wichtig war in diesem Zusammenhang der Hinweis darauf, daß bei den Austrittserklärungen leider der Gedanke, durch die Mitgliedschaft ein Opfer für die gute Sache des Vereins zu bringen, hinter der Zwecküberlegung zurücktritt, von dieser oder jener Möglichkeit des Vereinslebens keinen vorteilhaften Gebrauch mehr machen zu können (Nichtlesen der Zeitschrift, Nichtmitmachenkönnen bei den Veranstaltungen, vor allem den Fahrten). Es wurde gesagt: „Mitglied zu sein in unserem Heimatbund ist eine von egoistischer Zwecküberlegung freie Sache: man unterstützt etwas, was man in seiner kulturellen Bedeutung erkennt und bejaht.“

Die wichtigsten Veranstaltungen sind in der „Schwäbischen Heimat“ besprochen worden. Die Studien- und Lehrfahrten erfreuen sich weiterhin großer Nachfrage. Den Vorstand beschäftigten viele Fragen der Heimatpflege, die im einzelnen aufzuzählen nicht möglich ist. Hervorgehoben wurden die folgenden: Einspruch gegen einen dem Ortsbild von Weinsberg abträglichen Ortserweiterungsplan, Stellungnahme zur Bebauung des Ruckens von Blaubeuren und zur Erneuerung des dortigen Spitalgebäudes, Kritik an der Verlegung der Sendezeiten der Abteilung Volks- und Landeskunde des Süddeutschen Rundfunks, Vorbereitung des Erwerbs eines

Römerkastells, Bedenken gegen den Plan einer Eßlinger Ringstraße, der gegenüber man einer U-förmigen Erschließung den Vorzug geben würde; weiter: Ankauf von weiteren Grundstücken in den Weiherwiesen auf Markung Essingen über Vertrauensmann A. Weiß, Einleitung von Pflegemaßnahmen in dem, dem Heimatbund gehörenden, Naturschutzgebiet Irrenberg, Vorschlag zur Herausnahme des Kastellgeländes Köngen aus der Wohnbaufläche des Ortserweiterungsplanes, Gestaltung der baulichen Umgebung der Solitude (Kavalierhäuschen), entschiedene Stellungnahme gegen einen Stausee im Goldersbachtal. Die Zusammenarbeit mit verwandten Organisationen wurde gepflegt. Als Vorstandsmitglied des Deutschen Heimatbundes erreichte der Vorsitzende, daß beim Tag der deutschen Heimatpflege vom 6. bis 9. Oktober in Freiburg i. Br. das Problem Hochrhein und Bodensee in Referaten und einer eintägigen Studienfahrt behandelt wurde. Die Denkschrift des Deutschen Heimatbundes über dieses Thema, verfaßt durch Dr. J. Bendermacher, wurde einem großen Kreis von interessierten Persönlichkeiten, vor allem des öffentlichen Lebens zugeleitet. Bei den Vorarbeiten war der Schwäbische Heimatbund beteiligt. In der Arbeitsgemeinschaft zum Schutz von Hochrhein und Bodensee arbeitet er mit. Wörtlich wurde gesagt: „Wir fordern nach wie vor Erhaltung und Ausbau dieser einzigartigen Landschaft für den Hauptzweck als Erholungsgebiet, womit die Aufgabe von Rhein und Bodensee als Trinkwasserspeicher Hand in Hand geht.“

Die Heimat-, Wander- und Naturschutzbünde von Baden-Württemberg schlugen, im Einvernehmen mit dem Schwäbischen Heimatbund, dem Kultusministerium für den Landesplanungsrat folgende Vertreter und Stellvertreter vor: 1. Prof. Asal (Stellv. Oberbaurat i. R. Kittel), 2. Dr. Franz Bauer (noch ohne Vertreter), 3. Direktor Fahrbach (Stellv. Ernst Ziegler).

Der Vorsitzende wurde in den Beirat der Stadt Stuttgart für Außenwerbung als Stellv. für Prof. Dr. R. Schmidt berufen.

In die Fachgruppe Landschaftspflege des Deutschen Heimatbundes berief man Prof. Dr. Schütz (Stellv. Oberstudienrat Baur).

Nach dem vom Geschäftsführer Dr. Schahl gegebenen Kassenbericht des Schatzmeisters und dem vom Vorsitzenden verlesenen Prüfungsbericht von Reg.-Amtmann i. R. Joh. Dinkeldein wurde dem Schatzmeister einstimmig, ohne Stimmenthaltung und Gegenstimme, Entlastung erteilt.

Anträge zur Beschlußfassung lagen keine vor. Gemäß Beschlusses des Vorstandes wird Herr Oberstaatsanwalt i. R. Walther Bacmeister (vgl. Würdigung in Heft 1/1963 der „Schwäbischen Heimat“ anlässlich seines 90. Geburtstages) der Mitgliederversammlung für die Ernennung zum Ehrenmitglied vorgeschlagen. Die Abstimmung ergibt einstimmige Annahme des Antrags, ohne Gegenstimme und Stimmenthaltung.

Sodann wird vom Vorsitzenden eine EntschlieÙung über die Schaffung eines Freilichtmuseums in Baden-Württemberg eingebracht. Dazu wurde an die Versammelten der vielfältigste Entwurf zu einem Antrag an die Landesregierung verteilt. Dieser lautet:

Die Bauten unserer alten Hauslandschaften sind zum Aussterben verurteilt. Strukturelle Wandlungen, betriebliche Umstellungen und Sanierungen in Stadt und Land greifen zwangsläufig in den alten Bestand ein. Bald wird kein Bauernhaus, kein älteres Wohn- und Wirtschaftsgebäude in seiner ursprünglichen Form mehr bestehen, weil diese den heutigen Anforderungen nicht mehr entspricht. Auch Einrichtungen von alten Dorfschmieden, Hammerschmieden, Mühlen, Walkmühlen, Papiermühlen, Blaufärbereien, Töpfereien und dergleichen werden in kürzester Zeit ganz verloren sein.

Es sollte versucht werden, in letzter Minute gute Beispiele alter Haustypen zu retten, außerdem Stätten handwerklicher und gewerblicher Betriebe der vergangenen Jahrhunderte als Vor- und Frühformen der einheimischen industriellen Entwicklung.

Der Schwäbische Heimatbund hält es deshalb für notwendig, daß auch in Baden-Württemberg, wie in anderen Ländern, dafür ein Freilichtmuseum geschaffen wird. Solche Freilichtmuseen sind seit Jahrzehnten in den skandinavischen Ländern und in Holland vorhanden, in Belgien seit 1957, in Österreich ist eines im Bau. 1936 (und wieder nach dem Kriege) entstand das Freilichtmuseum in Cloppenburg im oldenburgischen Münsterland, seit 1958 ist das des Rheinlandes in Kommern im stetigen Wachsen. Weitere Freilichtmuseen sind im Aufbau in Westfalen, in Niedersachsen, in Schleswig-Holstein, Hessen plant ein solches im Odenwald.

Der Schwäbische Heimatbund richtet deshalb an die Landesregierung folgenden Antrag:

Die Landesregierung von Baden-Württemberg möge prüfen, auf welche Weise in Baden-Württemberg möglichst bald ein Freilichtmuseum geschaffen werden kann. Dieses Freilichtmuseum soll ein Sammelort bäuerlicher und ländlicher und in einem gewissen Umfang auch kleinstädtischer Bauwesen sein. Hierzu sind vor allem auch zu zählen technische Kulturdenkmäler.

Zu den Aufgaben einer, für dieses Museum zu bildenden Gruppe von Wissenschaftlern, geeigneten Fachkräften und Handwerkern würde gehören: der Erwerb, die Bauaufnahme, der Abbruch, der Transport, die Lagerung, der Wiederaufbau, die Verwaltung und die Pflege der Museumsobjekte. Daneben soll das Freilichtmuseum eine zentrale wissenschaftliche Arbeitsstelle für Hausforschung im weitesten Sinne und für die Geschichte von Handwerk und Gewerbe in Baden-Württemberg sein.

Der Antrag begründet sich daraus, daß die reiche geschichtliche und kulturelle Vergangenheit unseres Lan-

des im Volk immer noch lebendig ist und auch für die vielen lebendig werden sollte, denen unser Land zur neuen Heimat geworden ist.

Im Anschluß an die Verlesung sagte der Vorsitzende: „Ich möchte ausdrücklich feststellen, daß mit diesem musealen Erhalten und Sammeln in einem Freilichtmuseum die Erhaltung alten Kulturgutes an Ort und Stelle nicht überflüssig wird. Sie bleibt immer unser erstes Anliegen, aber das eine macht das andere nicht überflüssig.“

Er berichtete ferner darüber, daß er mit dem stellv. Vorsitzenden Dr. Graf Adelman die Gelegenheit wahrnahm, die damit zusammenhängenden Gedanken des Vorstandes und eines engeren Arbeitskreises, der jenen Entwurf ausarbeitete, dem Herrn Kultusminister vorzutragen, der – wie auch der durch Herrn Kutter (vgl. Ausführungen in Heft 1/1962) unterrichtete Herr Landwirtschaftsminister – dem Vorhaben des Heimatbundes wohlwollend gegenüberstehe.

Die der Mitgliederversammlung vorgelegte EntschlieÙung lautet:

Die erforderlichen baulichen Sanierungen in Stadt und Land zusammen mit betrieblichen Umstellungen in der Landwirtschaft haben in den letzten Jahren den geringen Restbestand an alten Hausformen in solcher Weise verändert oder zerstört, daß es dringend erforderlich ist, das noch Vorhandene zu erhalten und wissenschaftlich aufzunehmen.

Dies kann am besten durch die Einrichtung eines Freilichtmuseums für alte Hausformen geschehen, wie sie in anderen Bundesländern und im Ausland schon lange bestehen oder zur Zeit eingerichtet werden. Ein solches Museum kann auch als Sammelpunkt für alten Hausrat und altes Handwerksgerät sowie für Frühformen technischer Fertigung dienen.

Die Mitgliederversammlung beauftragt deshalb den Vorstand, in der von ihm vorgeschlagenen Weise bei der Landesregierung von Baden-Württemberg zu beantragen, so bald als möglich ein solches Freilichtmuseum ins Leben zu rufen.

Die Abstimmung ergibt einstimmige Annahme, ohne Stimmenthaltung und Gegenstimmen.

Zum nächsten Punkt der Tagesordnung (Vorstandswahl) übergibt der Vorsitzende die Leitung der Versammlung an den stellv. Vorsitzenden Dr. Graf Adelman. Dieser macht darauf aufmerksam, daß die Amtszeit des am 2. Juli 1960 in Schwäb. Gmünd gewählten derzeitigen Vorsitzenden Oberbaurat i. R. W. Kittel abgelaufen sei. Er spricht demselben den Dank der Mitglieder, vornehmlich des Vorstandes, für seine aufopfernde persönliche Mitarbeit aus und teilt mit, daß sich Oberbaurat i. R. W. Kittel auf dringendes Ersuchen des Vorstandes bereit erklärt habe, seine Amtszeit auf weitere drei Jahre auszuweiten. Die einstimmige Wiederwahl erfolgt unter

lebhafter Zustimmung der Versammelten, ohne Stimm-enthaltung und Gegenstimmen. Der Vorsitzende nimmt die Wahl an, bittet jedoch, für 1966 rechtzeitig an einen Nachfolger zu denken.

Nach dem gemeinsamen Essen kam man zu einem Abend zusammen, den Gerhard Schwenk gestaltet hatte, der Kulturreferent im Landkreis Böblingen und Leiter der Volkshochschule Böblingen-Sindelfingen. Der Titel der Darbietung lautete: „Auf den Spuren unseres Jahrhunderts – Aus der Sindelfinger Zeitung (gegr. 1890)“. Es handelte sich somit um nichts Geringeres als das Bild von Alt-Sindelfingen im Spiegel der örtlichen Presse. Die Methode, die Gerhard Schwenk dabei anwandte, war zeitungswissenschaftlich exakt und pädagogisch wirksam: er malte keine langweiligen Zusammenhänge aus, sondern gab Schlaglicht auf Schlaglicht. Es wurden keine Meinungen vorgetragen, sondern Gerhard Schwenk ließ die redaktionellen Beiträge und die Inserate selber sprechen. Dabei durchdrangen sich die Sphäre der großen geschichtlichen Mächte mit der Sphäre des Menschlichen und Allzumenschlichen, so daß sich, alles in allem, ein im Grunde tragikomisches historisches Kaleidoskop ergab, wobei das Licht bald auf die Seite des Tragischen bald auf die des Komischen fiel. Selten sind die Besucher unserer Veranstaltungen geistvoller unterhalten worden (vgl. hierzu „Die gute alte Zeit“ von Gerhard Schwenk in „Sindelfingen – das Bild der Stadt im Wandel der Zeiten“, 1963, Röhm-Verlag Sindelfingen).

Auch die Form der Darbietung war glücklich; die Textstellen wurden großenteils von Mitgliedern der Studio-Bühne der Volkshochschule Böblingen-Sindelfingen gesprochen. Die musikalischen Beiträge des Jugendorchesters der Volkshochschule unter Leitung von Frau Marianne Groß-Donner gaben einen höchst erfreulichen Einblick in die Sindelfingere Musikpflege der Gegenwart.

Die Feierstunde des Sonntags im abgeteilten Großen Saal der Stadthalle eröffnete Oberbaurat i. R. W. Kittel mit Worten der Begrüßung an Oberbürgermeister Gruber, den treuen Teilnehmer an allen Veranstaltungen, Landrat Heß und die versammelten Teilnehmer, unter denen sich Heinrich Wagner, seit 52 Jahren Mitglied, befand. Er gab sodann einen Rückblick auf die Ergebnisse des gestrigen Tages und rühmte das Glück von Sindelfingen, welches in der wirtschaftlichen Entwicklung des 19. Jahrhunderts zunächst zurückbleiben durfte, um nun planmäßig an eine Neugestaltung seines Raumes unter Einbeziehung der unverdorbenen Natur gehen zu können. Er gab dabei jedoch zu erinnern, daß es mit der Inanspruchnahme des Waldes nicht in dem bisherigen Maße weitergehen sollte und sprach das gewichtige Wort: „Es gibt keine Waldsiedlung.“ Man könne der neuen Entwicklung durchaus aufgeschlossen gegenüberstehen und dennoch ihre Gefahren sehen.

Oberbürgermeister Gruber hieß die Anwesenden herz-

lich willkommen und betonte, daß sich die Stadtverwaltung mit beiden Vereinigungen innerlich verbunden wisse, gleichzeitig freilich bemüht sei, mit der Gegenwart fertigzuwerden und diese, auch baulich, mit in die Stadt Sindelfingen hereinzunehmen. Anders sich zu verhalten, wäre im Grunde schlecht verstandene Geschichte. In diesem Zusammenhang wies er darauf hin, daß immer noch über 50% der Markungsfläche von Wald bedeckt seien.

Hier setzte Landrat Heß in seiner Begrüßung ein, als er den Waldgürtel gegen Stuttgart als Bollwerk bezeichnete, das nicht ohne Schaden für die gesamte Öffentlichkeit angetastet werden könne. Auch der Weg der Eingemeindung zwecks Baulandgewinnung sei fragwürdig. Eher müsse man ein Pendlertum und eine bewußte Partnerschaft zwischen Sindelfingen und den umgebenden Gemeinden befürworten. In herzlicher Weise begrüßte er sodann die Erschienenen im Namen des Landkreises Böblingen. Überleitend zu seinem Vortrag „Über die Sindelfinger“ bemerkte er, eine Besinnung auf Art und Wesen von Alt-Sindelfingen sei in der Zeit großer Wandlungen in der Zusammensetzung der Bevölkerung wohl am Platze. Nur noch ein Viertel bis ein Fünftel derselben seien geborene Sindelfinger. Etwas anders sehe es im Gemeinderat aus; von 24 Stadträten seien 1962 13 (geborene oder eingeheiratete) Sindelfinger gewesen, von denen 9 der SPD zugehörten, 4 der Freien Wählervereinigung. Waren die Sindelfinger überhaupt Schwaben? Die Frage scheint berechtigt, wenn man bedenkt, daß Sindelfingen ein Hauptort des alten Würmgaus war und den Grafen von Calw, fränkischem Hochadel somit, gehörte. Stammlich gesehen bilden jedenfalls die Alt-Sindelfinger sicher eine schwäbisch-fränkische Mischung, die gute Voraussetzungen für die künftige Entwicklung bot. Ein zweites Element darf nicht unterschätzt werden: der Zuzug aus dem Bergland des Schwarzwaldes, vor allem nach dem Dreißigjährigen Krieg. Kann man als Drittes die formende Kraft des Weberhandwerks nennen? Der Vortragende deutete dies an. Die körperliche Erscheinung der Sindelfinger streifend (mittelgroß, kräftig, zäh, körperlich gewandt), kam er auf deren seelisch-geistige Haltung zu sprechen, wobei er von der Berufswahl ausging. Die Verwaltungslaufbahn scheint dabei auffallend beliebt gewesen zu sein und noch zu sein, somit eine Tätigkeit, die kluge Beurteilung des Möglichen und tatkräftige Verwirklichung des als möglich Erkannten verlangt. Groß ist auch der Anteil der Notare, Vermesungsbeamten, Pfarrer, Lehrer. Ein Grundzug der häuslichen Lebensart ist die Sparsamkeit („einnehmendes Wesen“). Die Sindelfinger leben arm und sterben reich – im Gegensatz zu den Böblingern! In der Beratung über die Frage, ob auf dem Sindelfinger Goldberg-Wasserturm ein Aussichtskaffee eingerichtet werden solle, entschied die Überlegung, daß zwar mit dem Besuch der Sindelfinger nicht gerechnet werden könne, gewiß aber jeder Böblingen dort gewesen sein müsse und auch wieder kommen werde.

Die Heimatliebe der Sindelfinger hat neuerdings eine zeitgemäße Abwandlung erfahren: es behagt ihnen, in einem reichen Gemeinwesen daheim zu sein. Sogar der alte Gegensatz zur Amtsstadt Böblingen erhielt einen neuen Zug, der im Bewußtsein der wirtschaftlichen Überlegenheit besteht. Ohne Zweifel ist eine Art sozialpolitisches Gefälle von Sindelfingen nach Böblingen vorhanden, nicht umgekehrt. Hingegen sind etwa pietistische Strömungen eher in Böblingen festzustellen. „Wie kann man auch nach Böblingen gucken!“ kritisierte ein Sindelfinger Bürger den Wohnbau eines Sindelfinger Direktors. In neuerer Zeit werden aber kommunalpolitische Aufgaben gemeinsam angepackt; man wächst ja auch räumlich immer mehr zusammen, ohne aber seine Eigenart aufzugeben. So verstand es Landrat Heß in spannender und erheiternder Form ein Stück heimischer Bevölkerungsgeschichte zu geben, das aus der Vergangenheit mitten hinein in die Gegenwart führte. Der Vortrag wurde auf allgemeinen lebhaften Wunsch inzwischen

von der Stadt Sindelfingen gedruckt. Hinsichtlich von Einzelheiten wurde auf die ausgezeichnete Arbeit von Helmuth Maier „Sindelfinger Familien“ (mit 188 Stammtafeln) verwiesen, die anlässlich des Jubiläums der Stadt 1963 im Sindelfinger Röhm-Verlag herauskam.

Nach dem gemeinsamen Mittagessen, zu dem die Stadt Sindelfingen alle Getränke gestiftet hatte, begab man sich zu einer Führung durch die Altstadt mit Obervermessungsrat Schempp und einer Rundfahrt durch die neuen Baugebiete einschließlich Krankenhaus und Freibad mit Dipl.-Ing. Kusch. Wer noch gezweifelt hatte, konnte sich davon überzeugen, daß Sindelfingen sowohl architektonisch als städtebaulich Außerordentliches – und immer noch zu wenig Bekanntes – zu bieten hat. Wichtig jedoch ist, daß dieses Außerordentliche dadurch seinen Wert und seine Würde erhält, daß es die bauliche Äußerung eines aus der Vergangenheit in die Zukunft wachsenden gemeinsamen Lebens ist, das sich im Wandel der Zeiten kräftig als solches behauptet.

Vorschau auf die Veranstaltungen im Winterhalbjahr 1963/64

Die Stuttgarter Vorträge und Führungen werden in Heft 5/1963 ausführlich angezeigt; hier folgt nur – vor allem im Blick auf die ersten Veranstaltungen – eine vorläufige Bekanntgabe. Sämtliche Vorträge finden in der Aula der Staatsbauschule statt und beginnen 19.30 Uhr.

Vorträge:

8. November: „Die Flora der Ostalb im Jahreslauf“ (mit Farblichtbildern) von Ottmar Engelhardt.

29. November: „Geschichte des Weinbaus in unserer Heimat“ (mit Lichtbildern) von Oberforstmeister Dr. h. c. Otto Linck.

13. Dezember: „Die Pflanzenwelt unserer Weinbaulandschaft“ (mit Lichtbildern) von Oberforstmeister Dr. h. c. Otto Linck.

17. Januar: „Zur Entwicklung der schwäbischen Mundart-Dichtung von Sebastian Sailer bis August Lämmle“ (mit Rezitationen und Tonbandvorführungen) von Wilhelm Kutter.

14. Februar: „Die Landschaft am Hochrhein“ (mit Farblichtbildern) von Oberbaurat i. R. W. Kittel.

13. März: „Nordostdeutsche Heimat“ (mit Lichtbildern) von Oberstudienrat Dr. W. Portzehl.

10. April: „Die Lüneburger Heide“ (mit Farblichtbildern) von K. Daub.

Führungen (Anmeldung erforderlich):

„Tierwelt der Heimat“, Führung durch die Sammlungen des Staatl. Museums für Naturkunde, an einem Samstagnachmittag im November.

„Pragfriedhof“ und „Fangelsbachfriedhof“ von Hermann Ziegler. Hierfür ist je ein Samstagnachmittag im November und März vorgesehen.

Führung durch die keramische Werkstätte von C. W. und H. Schilling, Gerlingen, an einem Samstagnachmittag im Dezember.

„Stuttgart – geologisch“ von Oberlehrer Adolf Koch, an einem Samstag im März (ganztägig).

„Stuttgarter Kirchenbauten der Gegenwart“ von Pfarrer Prof. Dr. Dr. G. Merkle, an einem Samstag im März (ganztägig).

Die Führungsreihe „Kunst und Künstler der Gegenwart“ wird, unter Mitarbeit von Kunstmaler Alfred Lehmann, fortgesetzt, wobei drei Atelier- und mehrere Ausstellungsbesuche im Programm stehen. Wer sich schon vor einem Jahr anmeldete, wird von den Terminen verständig. Neuanmeldungen sind möglich.

Im Februar wird eine sonntagvormittägliche *Filmstunde* mit heimatkundlich wertvollen Filmen durchgeführt.

GERHARD STORZ

Figuren und Prospekte

Ausblicke auf Dichter und Mimen, Sprache und Landschaft

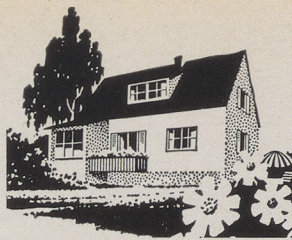
[383 Seiten. Leinen. 24,50 DM.] *Figuren und Prospekte* – dieser Titel läßt uns an die Welt der Bühne denken, und wenn wir dem Gedanken Raum geben, so will uns der Autor als ein Akteur erscheinen, der sich ernst und heiter, wie es der Anlaß erfordert, zu seinen Mit- und Gegenspielern – seien es Dichter oder Mimen, Landschaft oder Sprache – in Beziehung setzt. Als ein schwäbischer Weltmann entfaltet er vor uns seine Kunst des Raisonnements, der Kritik, der liebevollen Vergewärtigung.

Da sind zunächst die Dichter – die seiner engeren Heimat vor allem, aber auch Opitz, der Erneuerer der deutschen Poesie, und Goethe und Vergil, die die Aufmerksamkeit fesseln und deren künstlerische Leistung ins Licht gehoben wird. Dann werden die Bücher beiseite gelegt, es geht ins Freie, der Blick läßt sich bezaubern von den Städten und Landschaften der alten wie der neuen Welt, und die Bezauberung findet Ausdruck in der Sprache. Und schließlich wird auch noch die Szene, auf der das Geschehen sich abspielt, einer genauen Betrachtung unterworfen: Die Sprache selbst wird beim Wort genommen, wird gegen Übergriffe verteidigt, wird auf ihren rechten Ausdruck eingestimmt.

Und das alles bietet sich dar als ein organisch Gewordenes, in Jahrzehnten Gewachsenes, das nun, zum 65. Geburtstag des Autors, vor das Auditorium der Öffentlichkeit tritt.



**ERNST KLETT VERLAG
STUTT GART**



Mit unserer Hilfe werden arbeitstäglich über 150 Ein- und Mehrfamilienhäuser finanziert.

Größte deutsche
Bausparkasse

**Was andere können,
können Sie auch**

Sie müssen es nur richtig anpacken. Dazu gehört vor allem, daß Sie die Vorteile eines Bausparvertrages u. die damit verbund. staatl. Hilfen ausnutzen. Wenden Sie sich ans Wüstenrot-Haus in Ludwigsburg. Unseren Bildprospekt E 20 übersenden wir Ihnen gern kostenlos.

Wüstenrot



ALLES AUS EINER HAND!

Der Umzug meiner Firma von Stuttgart, Landhausstraße, in den Neubau Aixheimer Straße 12 in Stuttgart-Sillenbuch, ermöglicht es mir, meine gesamte Arbeitskapazität auszuweiten. – Ich bin nun in der Lage, die Gesamtherstellung sämtlicher Druckunterlagen zu übernehmen. Ich erteile jede Auskunft und erwarte gerne Ihren Besuch.

HUGO KRÄMER

Graphische Kunstanstalt, Stgt.-Sillenbuch, Aixheimer Str. 12, Tel. 27 37 04



WÜRTTEMBERGISCHE BANK STUTT GART

Filialen

GÖPPINGEN
TÜBINGEN

REUTLINGEN
ULM / DONAU

etwas sparen etwas haben

Sparkassen
buch



Die öffentlichen Sparkassen

etwas sein

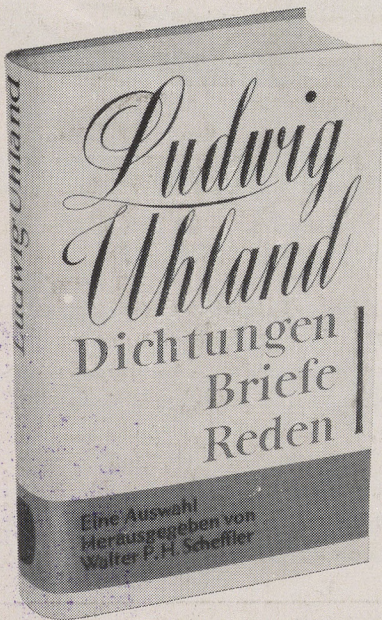
LUDWIG UHLAND

Dichtungen, Briefe, Reden

Eine Auswahl

Eingeleitet und herausgegeben von Walter P. H. Scheffler

504 Seiten, Leinen DM 19.80



Ludwig Uhland, einst hochgeehrt, scheint mehr und mehr in Vergessenheit geraten zu sein, eine Entwicklung, die nur aus der Überbewertung früherer Zeit erklärbar ist. Dadurch wird jetzt der Blick frei für eine nüchterne Beurteilung des Dichters Ludwig Uhland, seine wirkliche Bedeutung und seine Größe. Von daher gesehen kommt dieser Werkauswahl, die kurz nach dem 100. Todestage Uhlands erschien, außerordentliche Bedeutung zu. Sie wird für den Leser zu einer Neuentdeckung Uhlands, nicht nur durch die hervorragende Einführung Walter P. H. Schefflers, sondern auch durch die kritische Ausgabe der Texte der Gedichte, des Dramas „Ernst Herzog von Schwaben“ und weiterer Prosaschriften, wie Briefe, „Nachtblätter“ und Reden. Seiner Aufgabe, ein möglichst umfassendes Bild des Dichters Ludwig Uhland zu geben, wird dieser Band in hervorragender Weise gerecht.

J. F. STEINKOPF VERLAG STUTTGART



VOLKSBANKEN

BEWAHRT SEIT 100 JAHREN